
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00264476 3

unter dem Titel „Jüdischer Antisemitismus" [illegible] – !
Bertha [illegible]-Kaufmann in Zürich-Enge.
cf. „Die Nation" 1902/03 [illegible] – „Reiselektüre"!

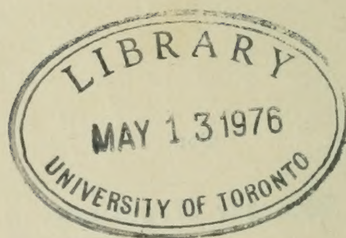
Impressionen

Von

Walther Rathenau

Dritte Auflage

Leipzig
Bei S. Hirzel
1902



Höre, Israel!





Von vorn herein will ich bekennen, daß ich Jude bin. Bedarf es einer Rechtfertigung, wenn ich in anderem Sinne schreibe als dem der Judenvertheidigung? Viele meiner Stammesgenossen kennen sich nur als Deutsche, nicht als Juden. Einzelne, zumal Solche, die, durch Beruf und Neigung veranlaßt, weniger mit Ihresgleichen als mit Stammesdeutschen zu schaffen haben, von denen sie sich auch äußerlich nicht mehr allzu sehr unterscheiden mögen, sind ehrlich genug, den Fahnen ihrer philosemitischen Beschützer nicht länger zu folgen. Ihnen schließe ich mich an.

Die Philosemiten pflegen zu verkünden: „Es giebt keine Judenfrage. Wenn die Juden ihr Land schädigen, so geschieht es durch unzulässige Handlungen Einzelner. Hiergegen schaffe man Gesetze oder verschärfe die bestehenden.“ Sie haben nicht Unrecht. Die Beantwortung der wirthschaftlichen Frage ist Sache der Gesetzgebung. Aber von der wirthschaftlichen Frage will ich nicht sprechen.

Drohender erhebt sich die gesellschaftliche, die Kulturfrage. Wer ihre Sprache vernehmen will, mag an Berliner Sonntagen mittags um zwölf



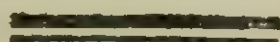
durch die Thiergartenstraße gehen oder abends in den Vorraum eines Theaters blicken. Seltsame Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm, glänzend und auffällig staffirt, von heißblütig beweglichem Gebahren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde. Die gezwungene Heiterkeit dieser Menschen verräth nicht, wie viel alter, ungesättigter Haß auf ihren Schultern lastet. Sie ahnen nicht, daß nur ein Zeitalter, das alle natürlichen Gewalten gefesselt hält, sie vor Dem zu beschützen vermag, was ihre Väter erlitten haben. In engem Zusammenhang unter sich, in strenger Abgeschlossenheit nach außen —: so leben sie in einem halb freiwilligen, unsichtbaren Ghetto, kein lebendes Glied des Volkes, sondern ein fremder Organismus in seinem Leibe.

Es frommt nicht, zu forschen, wie Das geschah und auf welcher Seite die Schuld liegt. Das Leben fragt nach Dem, was ist; und die Geschichte giebt dem Unterliegenden Unrecht.

Es besteht die unbestreitbare Wahrheit, daß die besten Deutschen einen tiefen Widerwillen gegen jüdisches Wesen und Treiben hegen, Die am Meisten, die nicht viel Worte davon machen und etliche Ausnahmen — gleichsam als seltsame Naturspiele — zugeben. Und wenn die Juden über Breite und Tiefe der Strömung sich zu täuschen trachten, — ein beklommenes Gefühl der Einengung und Verlassenheit werden sie nicht los. Der alte Herrlichkeitgedanke ist verrauscht



und sehnsüchtiger, als sie es gestehen, blicken sie aus nach Versöhnung. Aber das Meer der Abgeschlossenheit will sich vor keinem Zauberspruch zertheilen.



Ich wiederhole: mit der wirthschaftlichen Frage, dem eigentlichen Gebiet des sogenannten Antisemitismus, will ich mich hier nicht befassen. Noch lange, fürchte ich, werden die unteren Klassen des Judenthumes auf das Gewerbe des Handels angewiesen sein. Es ist natürlich und berechtigt, daß, wie jede einseitige Bestrebung, so auch der Handel und vornehmlich seine typischsten Mitgänger eine Gegenkraft und Opposition erwecken. Dieser Vorgang hat eine mehr merkantile als kulturelle Bedeutung. Den Kern der gesellschaftlichen Frage sehe ich aber nicht im wirthschaftlichen Interesse einzelner, wenn auch ausgedehnter Kreise, sondern in der fast leidenschaftlichen Abneigung der uninteressirten Mehrheit. Und diese gesellschaftliche Frage droht in allen Ecken des Reiches. Sie schwirrt durch die Schulstuben und Kollegiensäle; sie läuft durch die Straßen und mustert die Ladenschilder; sie rumort in den Geschäftsräumen und Werkstätten; sie steigt die Vordertreppen der Häuser vorsichtig hinauf und kichert die Hintertreppen hinab; sie nistet in den Polstern der Eisenbahncoupés und

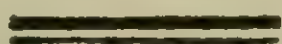


präsidirt an den Wirthstafeln; sie spreizt sich auf den Kasernenhöfen und klopft an die Thüren der Gerichtssäle.

Wer sucht ihr heute ernstlich die Antwort? Dem Stammesdeutschen ist die Frage so zuwider wie ihr Gegenstand. Er ist zufrieden, wenn das schwärzliche Volk ihm vom Leibe bleibt. Um ihre Zukunft sich zu kümmern, hat er keine Veranlassung. Gelingt die Assimilation doch kaum mit Polen und Dänen. Und was thut Israel, um vom Banne befreit zu werden? Weniger als nichts. Für auserwählter als andere Leute haltet Ihr Euch freilich nicht mehr, — kaum noch für schlauer. Aber mit Dem, was an Euch bleibt, deucht Ihr Euch über alle Kritik erhaben. Meint Ihr, der alte Stammesgott werde seinen König Messias senden, um Euch zu helfen? Ach, es ist Euch nicht aufgefallen, daß er seit ein paar tausend Jahren sich mit Euch nichts mehr zu schaffen gemacht hat! Der Herr des Zornes und des Sieges hatte an einem Volke von Kriegern Gefallen; für ein Volk von Krämern und Maklern interessirt er sich nicht. Der auf Horeb und Zion thronte, zieht nicht nach der Rosenthalerstraße noch nach der Heidereutergasse. Ihr sprachet, Ihr Schlauen und Weltgewandten: „Wer den Reichthum besitzt, Der hat die Macht.“ Nun habt Ihr den Reichthum, — und Eure Reichen sind weniger geachtet als Eure Armen. Eure Redekunst war eitel und Eure Agitation umsonst. Vereine habt Ihr gegründet, — zur Abwehr, anstatt zur Ein=



kehr. Den Besten unter Euch habt Ihr das Leben zuwider gemacht, so daß sie Euch den Rücken kehrten, und als sie abtrünnig wurden, habt Ihr nichts vermocht, als sie zu verwünschen; daher kommt es, daß es ihnen gut geht. Schreiet nicht nach Staat und Regierung. Der Staat hat Euch zu Bürgern gemacht, um Euch zu Deutschen zu erziehen. Ihr seid Fremde geblieben und verlangt, er solle nun die volle Gleichberechtigung aussprechen? Ihr redet von erfüllten Pflichten: Kriegsdienst und Steuern. Aber hier war mehr zu erfüllen als Pflichten: nämlich Vertrauen. Man redet viel vom Rechte des Schwächeren; dies Recht besteht, aber es läßt sich nicht ertrotzen. Keinen Stein wird man Euch wegräumen und keinen Schritt ersparen. Wollt Ihr aber, in Eure Stadtviertel verschanzt, weiter mit falschen Märtyrerkronen stolziren, — nur zu, man wird Euch nicht wehren.



Doch ich weiß: es sind Einzelne unter Euch, die es schmerzt und beschämt, Fremde und Halbbürger im Lande zu sein, und die sich aus der Ghettoschwüle in deutsche Waldes- und Höhenluft sehnen. Zu ihnen allein spreche ich. Mögen die Anderen, so Viele oder Wenige mich hören, ihres tausendjährigen Rechtes gedenken, zu ver-



folgen und zu verhöhnen, die ihnen helfen wollen. Ihr aber, Ihr Minderzähligen, habt die schwere Aufgabe, die Abneigung Eurer Landesgenossen zu versöhnen, Ihr, die Ihr doch — verzeiht mir! — so wenig geschaffen seid, Euch Freunde zu machen. Dennoch wird es gelingen; und die Enkel der Indifferenten von heute werden Euch folgen.

Ihr fragt, ob ich Euch etwa zum Christenthum zu bekehren denke?

Gewiß nicht.

„Zu dem Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buße und ließen sich taufen."

Als ich jüngst ein Verzeichniß der Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin in die Hände bekam, machte es mir Freude, die altbekannten Namen zu durchblättern. Ja, die Freunde leben noch; die ganze altgläubige Zoologie, Mineralogie und Botanik ist vollzählig. Aber von der jüngeren Generation fand ich keinen Bekannten. Alle sind sie — nicht als Soldaten, sondern vorher — getauft worden und mögen jetzt sammt und sonders Regierungsbeamte und Leutnants sein.

Warum auch nicht? Zwischen dem Deismus eines liberalen evangelischen Geistlichen und dem eines aufgeklärten Rabbiners besteht kein Unterschied. Die christliche Sittenlehre ist dem ge-



bildeten Judenthum heute so selbstverständlich, daß man sich einredet, sie lasse sich aus dem Alten Testament abstrahiren. Eine Religion- und Gewissenssache ist also der Uebertritt in den meisten Fällen nicht mehr. Bei den ältesten und reichsten Familien jüdischer Abstammung ist er theilweise schon vor Jahrzehnten erfolgt. Oft erinnert an den Glauben der Väter nur noch ein gewisser ironischer Atavismus des Aeußeren, eine Malice Abrahams.

Aber ein Ende der Judenfrage ist die Taufe nicht. Wenn auch der Einzelne durch die Lossagung sich bessere Existenzbedingungen schaffen kann: die Gesammtheit kann es nicht. Denn würde die Hälfte von ganz Israel bekehrt, so könnte nichts Anderes entstehen als ein leidenschaftlicher „Antisemitismus gegen Getaufte", der durch Schnüffeleien und Verdächtigungen auf der einen, durch Renegatenhaß und Verlogenheit auf der anderen Seite ungesunder und unsittlicher wirken würde als die heutige Bewegung. Die zurückgebliebene Hälfte aber, ihrer Spitzen beraubt, würde zu einer bildungunfähigen Masse zusammenschrumpfen. Es würde bei dieser Art der Aussonderung viel gutes Metall, vielleicht das beste, in die Schlacke gehen, denn gerade die Feinfühligsten entschließen sich zu einem ideellen Schritt am Schwersten, so lange ein materieller Vortheil häufig untrennbar damit verknüpft ist.



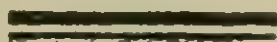
Was also muß geschehen? Ein Ereigniß ohne geschichtlichen Vorgang: die bewußte Selbsterziehung einer Rasse zur Anpassung an fremde Anforderungen. Anpassung nicht im Sinne der „mimicry“ Darwins, welche die Kunst einiger Insekten bedeutet, sich die Farbe ihrer Umgebung anzugewöhnen, sondern eine Anartung in dem Sinne, daß Stammeseigenschaften, gleichviel ob gute oder schlechte, von denen es erwiesen ist, daß sie den Landesgenossen ~~verhaßt sind, ab-~~ gelegt und durch geeignetere ersetzt werden. Könnte zugleich durch diese Metamorphose die Gesammtbilanz der moralischen Werthe verbessert werden, so wäre Das ein erfreulicher Erfolg. Das Ziel des Prozesses sollen nicht imitirte Germanen, sondern deutsch geartete und erzogene Juden sein. Und zwar wird sich zunächst ein Zwischenstand bilden müssen, der, von beiden Seiten anerkannt, ein Trennung- und Verbindungsglied zwischen Deutschthum und Stockjudenthum vorstellt: ein jüdisches Patrizierthum — nicht des Besitzes, — sondern der geistigen und körperlichen Kultur. Dieser Stand wird durch seine Wurzeln von unten herauf immer neue Nahrung auffsaugen und mit der Zeit Alles verarbeiten, was an umwandlungfähigem und verdaulichem Material vorhanden ist.

Wenigen außen Stehenden ist es bekannt, daß ein Patrizierthum unter den Juden schon vorhanden ist und, ihren höchst konservativen Neigungen gemäß, bereitwillig anerkannt wird. Weit



weniger, als man gemeinhin glaubt, wird der Begriff guter Familie von altem oder jungem Reichthum verdunkelt und es stehen eben so viele ganz arme Häuser in hohem Ansehen, wie steinreiche für plebejisch gelten, obwohl sie mit dem echten Landesadel Fühlung haben. Dieser Zwischenstand, der schon jetzt eine strenge Selbsterziehung übt, würde mit besserem Erfolg nach unten hin wirken, wenn nicht, durch Verhältnisse veranlaßt, die ich weiterhin erwähnen werde, der Prozeß der Loslösung einzelner Theile beständig vor sich ginge.

Aber auch in der breiteren Masse dämmert eine gewisse Selbsterkenntniß und es ist erfreulich, daß auch dort die Benennung „jüdisch" für persönliche Eigenschaften und Handlungweise eine kompromittirende Färbung angenommen hat. Einmal hörte ich, als von einem Manne gesprochen wurde, der seiner Laufbahn wegen sich hatte taufen lassen, wie ein Stammesgenosse sein Urtheil in die Worte faßte: „Gott, wie jüdisch!"



Selbsterziehung — Selbsterkenntniß! Ich muß an die Geschichte von der häßlichen Gutchen Rothschild denken. Als sie in der Judengasse zu Frankfurt am Main vor ihrer Hausthür saß, kam ein Schnorrer und bettelte sie an. Sie gab



ihm nichts, weil sie geizig war, und er hielt ihr folgende Strafpredigt: „Wenn die jüdischen Mädcher häßlich sind, so heißt man sie Schönchen, und wenn sie bös sind, so heißt man sie Gutchen. Du heißest Gutchen, weil Du noch viel böser bist, als Du häßlich bist, — nu sieh Dir im Spiegel, wie bös Du mußt sein!“

Seht Euch im Spiegel! Das ist der erste Schritt zur Selbstkritik. Leider ist nichts daran zu ändern, daß Ihr einander zum Erschrecken ähnlich seht und daß daher jedes Einzelnen Unart auf die Rechnung Aller gesetzt wird. Auch hilft es nicht, festzustellen, daß Eure südöstlich gestimmte Erscheinung an sich für die nördlichen Stämme nichts Sympathisches hat. Um so mehr habt Ihr zu sorgen, daß inmitten einer militärisch straff erzogenen und gezüchteten Rasse Ihr Euch durch verwahrlost schiefes und schlaffes Einhergehen nicht zum Gespött macht. Habt Ihr erst Euren unkonstruktiven Bau, die hohen Schultern, die ungelenken Füße, die weichliche Rundlichkeit der Formen, als Zeichen körperlichen Verfalles erkannt, so werdet Ihr einmal ein paar Generationen lang an Eurer äußeren Wiedergeburt arbeiten. Ihr werdet es so lange aufschieben, die Trachten der hageren Angelsachsen zu parodiren, in denen Ihr ausseht, wie wenn ein Teckel einen Windhund kopirt; Ihr werdet nicht am Strande durch Seemannskleider, in den Alpen durch Wadenstrümpfe die Natur rebellisch machen. Wie in Palästina das Volk Israel aus-



gesehen hat, weiß ich nicht — die Zeitgenossen scheinen seine Art von Schönheit nicht goutirt zu haben —, aber so viel ist gewiß, daß zweitausend Jahre Elend ihre Spuren zu tief einbrennen, als daß sie sich mit Eau de Cologne abwaschen lassen. Haben doch in jener Zeit die Weiber das Lächeln verlernt; ihr Lachen ist grell und unfroh und ihre Schönheit schwermüthig geworden. Verstündet Ihr diese seltene und fremdartige Schönheit, so würdet Ihr sie nicht ersticken in Ballen von Atlas, Wolken von Spitzen und Nestern von Brillanten.

Die Formen des Verkehrs unter urbanen Menschen kennt Ihr oberflächlich, aber Ihr versteht sie nicht. Wenn Ihr sie hervorkramt — natürlich nur bei besonderen Gelegenheiten, denn untereinander lohnt es nicht —, habt Ihr eine artige Manier, Eure Unkenntniß hinter einer gewissen ironisirenden Schalkhaftigkeit zu verstecken. Auch mit der Kunst der Sprache ist es nicht weit her. Ihr habt zwar den deutschen Wörterschatz um die Interjektionen „Kunststück!“ „Kleinigkeit!“ „Zustand!“ und manche andere bereichert; Das hindert nicht, daß man es störend empfindet, wenn man in der Unterhaltung abwechselnd mit der Anrede „Sehr geehrter Herr“ und der Frage: „Verstehen se mich?“ bedacht wird. Zwischen wedelnder Unterwürfigkeit und schnöder Arroganz findet Ihr schwer den Mittelweg. Selbstbewußtsein ohne Anmaßung läßt sich freilich nicht anlernen; nur Der erwirbt es, der sich als



Niemandes Gläubiger noch Schuldner fühlt. Dazu plagt Euch ein maßloses Streben, zu repräsentiren. Könntet Ihr Euch einmal mit fremden Augen sehen, Ihr Sportsmänner auf dem Kutscherbock, Ihr Mäcenaten in den Ateliers, Ihr Vereinsvorstände auf der Rednerbühne! Ihr, die Scharfschützen der Beobachtung und des Sarkasmus, — welche Vergleiche fändet Ihr heraus! Aber, nicht wahr, lieber Leser und Glaubensgenosse: Das trifft zwar bei den Anderen zu, doch wir beide sind ganz anders?!

Freilich steht Euch heute keine Bahn offen, auf der Euer unbändiger Ehrgeiz sich ausgaloppiren kann. Als Rechtsanwalt, Kaufmann und Arzt besteigt man den kurulischen Stuhl nicht. Das ehrliche Bewußtsein eines ehrlichen Werthes ist heute das einzig Erstrebenswerthe, das ein Jude erreichen kann. Aber Das muß Euch genügen. Darum drängt Euch nicht nach kargen Auszeichnungen, selbst wenn Ihr glaubt, ein Anrecht darauf zu haben. Ein reicher jüdischer Bankier zu sein, ist an sich keine Schande; aber der Elephantenorden von Honolulu oder das Konsulat von Kamtschatka kann daran nichts bessern. Haltet Euch in bürgerlichen Schranken und Ihr werdet Euch nicht über zunehmende Kurzsichtigkeit Eurer Freunde zu wundern haben, wenn sie, die gestern bei Euch zu Tisch waren, Euch heute auf der Straße nicht wiedererkennen.

Ihr beklagt Euch, daß man an Eurer Unterhaltung kein Gefallen findet? Eure Konver-



sation ist ein Kampf. Den Partner zu „unterhalten", durch Mittheilen und Theilnehmen zu erfreuen, ist nicht die Absicht; man sucht durch Superlative, durch grauenhafte Uebertreibungen und durch stimmliche Kraftentfaltung zu siegen. Würde auf den Rekord der Redensarten: „ich für meine Person" und „meiner Ansicht nach" ein Preis gesetzt, so wäret Ihr die Ersten am Ziel. Es verlangt ja Niemand von Euch [redacted] Etwas wie Gemüth; was Dem ähnlich [redacted] habt Ihr mit manchem anderen Gut in [redacted] Ghettos gelassen. Eure Väter waren in [redacted] Frömmigkeit gemüthvoll: Ihr seid [redacted] und witzig. Aber Ihr sollt die Seele und [redacted] Gemüth Eurer Landesgenossen begreifen und ehren, anstatt sie durch vorlautes Urtheil und frivole Ironie zu verletzen. Worte sind die Waffen der Schwachen; wehe Dem, der mit vergifteten Pfeilen kämpft.

Man wird Euch den Vorwurf machen, international zu sein, so lange Ihr mit allen ausländischen Cohns und Levys versippt und verschwägert seid. Laßt die exotischen Vettern und Basen, die trotz ihrem Leugnen in Paris, New-York oder Budapest vielleicht mißliebiger sind als Ihr hierzulande, bleiben, wo sie sind. Renommirt nicht mit ihren Ansichten und Manieren und schämt Euch nicht, wenn Eure Kinder früher deutsch als französisch sprechen lernen. Wer sein Vaterland liebt, Der darf und soll ein Wenig Chauvinist sein.



Brüstet Euch nicht mit Mildthätigkeit. Bei Euch ist sie keine Tugend, denn Jeder ist mitleidig, dem es schlecht geht. Wahres Mitgefühl ist schamhaft, und wer es zur Schau trägt, prostituirt sich. Ob Ihr den Thaler bei unserem Herrgott anlegt oder dafür ein Billet zum Residenztheater kauft, ist Privatsache und interessirt keinen Anderen.

Die Eigenschaften der Gesinnung, die für jeden Vorkämpfer und Erzieher Vorbedingung sind, bleiben hier, als nicht eigentliche Stammesfragen, unerwähnt. Ein Selbstbekenntniß der spezifischen Mängel wollte ich beginnen; es zu erschöpfen, wird mir schwer, da ich selbst mich von solchen Fehlern nicht frei weiß. Mögen sie ausgesprochen und wiederholt werden, bis kein Ohr sich mehr ihnen verschließen kann: dann endlich wird das Unzulängliche Ereigniß werden.

Und habt Ihr erst mit ganzer, opferwilliger Kraft begonnen, an der „Lösung" der großen Frage zu arbeiten, so mögt Ihr auch an die Thore des Staates klopfen: und sie werden sich öffnen.



„Jude ist Jude": Das ist heute der einfache Grundsatz des Staates. Strikt und ohne Ausnahme wird die Ausschließung aus Heer, Verwaltung und Hochschulen durchgeführt. Das



Ziel: der Verjudung des öffentlichen Wesens entgegenzuarbeiten, ist berechtigt. Den erwählten Weg vom sittlichen Standpunkt zu prüfen, habe ich keine Veranlassung. Vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit ist er falsch.

Von der Aussperrung ausgenommen sind alle Getauften. Von dem Augenblick an, da ihr Name in das Kirchenregister eingetragen ist, steht ihnen jede Laufbahn bis zu den höchsten Gipfeln offen. Dieser Widerspruch läßt sich nicht beseitigen, ohne daß endlose Familienforschung und unaufhörliche Verdächtigung überhand nehmen, wie es gelegentlich schon jetzt vorkommt, da semitisches Blut in germanischen Adern verbreiteter ist, als man gemeinhin glaubt. Man hat angestrebt, den Uebertritt zu erschweren oder eine Respektszeit einzuführen, — vergeblich: von Jahr zu Jahr mehren sich die Fälle.

Aber was nützt es denn, wenn der Mann den Bußtag statt des Versöhnungstages heiligt? Das Leiden ist nicht geheilt, weil die Symptome unterdrückt sind. Auf der anderen Seite ist es nicht zu verwundern, wenn jüdische Staatsbürger, vor die Wahl gestellt, auf Bethätigung im öffentlichen Leben zu verzichten oder sich von den Heilslehren der christlichen Kirche überzeugen zu lassen, keinen anderen Ausweg finden, als sich den politischen Parteien zuzuwenden, die rückhaltlos für ihre Gleichstellung eintreten: Sozialismus und Freisinn. Daß eine andere als diese Gemeinschaft zwischen kultivirtem Judenthum und



negirenden Strömungen besteht, ist eine Fabel. Das heutige System bedeutet: eine entwürdigende Prämie auf den Uebertritt, die Beförderung der latenten Verjudung und eine gewaltsame Stärkung der destruktiven Parteien. Wenn die Zahl der Uebertretenden einerseits, die Zahl der Staatsgegner anderseits diesen Verhältnissen noch nicht adäquat ist, so ist Das vielleicht das Beste, was dem Judenthum überhaupt nachgesagt werden kann.

Von den Vertretern des Staates darf man heute eine genauere Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse des Judenthumes nicht erwarten. Die Kreise, mit denen sie amtlich in Berührung kommen, sind hauptsächlich die der Finanz. Da es Juden sind, so findet man es naturgemäß, die Reichsten zugleich für die Besten zu halten, und wenn schon sie allerhand Unzulänglichkeiten zeigen, auf den Rest a fortiori zu schließen. Von den Einflußreichsten des Landes darf man behaupten, daß ihre Kenntniß des Judenthumes sich auf Pferdehändler, Bankiers und Kornmakler nebst den Informationen berufsmäßiger Interpreten der Judenfrage beschränkt. Die kultivirtesten deutschen Juden bleiben um so unbeachteter, als sie es für ihre Pflicht halten, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Außer-



dem werden sie, weil sie dem typischen Begriff nicht mehr entsprechen, meist nicht für Juden gehalten; und wenn sie sich bemüßigt sehen, sich erkennen zu lassen, so betrachtet man sie mit unverhohlenem, fast ungläubigem Erstaunen. Gern setzen sie sich dieser Lage nicht aus, denn es ist ihnen bekannt, welche ängstliche Scheu in Kreisen, die einer Führungskontrole unterliegen, vor „jüdischem Verkehr" besteht. Eine Scheu, die so weit führt, daß jüdische Eigennamen niemals ohne eine gewisse ironisirende Betonung ausgesprochen werden. Man sagt: „Im Erdgeschoß dieses Hauses wohnt Herr Wilhelm Schulze und im ersten Stock ‚ein' Herr Simon."

Aber in dem Maße, wie der Kreis der Kultur sich erweitert, wird es für den Staat eine Pflicht, von dem Grundsatze „Jude ist Jude" abzugehen und mit der Erkenntniß, daß innerhalb des Judenthumes Unterschiede und Abstufungen bestehen, sich zu befassen. Man mag die strengste Prüfung der Herkunft, der Gesinnung, sogar des Aeußeren zur Vorbedingung machen und die schärfste Beaufsichtigung der Führung walten lassen, aber die grundsätzliche, ausnahmelose Aussperrung muß aufhören. Gäbe es nur eine Handvoll jüdischer Beamten und Offiziere — und sollten unter einer halben Million Menschen sich nicht so viele Gerechte finden lassen wie in Sodom und Gomorrah? —, so würde die jüdische Bevölkerung empfinden, daß der Staat aus der Judenfrage nicht eine Frage des Glaubens, sondern der



Erziehung macht, sie würde nicht aus politischer Hoffnunglosigkeit sich der berufsmäßigen Opposition zuwenden oder gezwungen sein, das widerwärtige und unsittliche Bild assoziirter Interessen- und Glaubensbegriffe beständig sich vor Augen zu halten. Es würde vielmehr die Menge sich an den wenigen Auserwählten messen und in ihnen ein greifbares Ziel der Selbsterziehung erblicken.

Gerechtigkeit schuldet der Staat selbst seinen verlorensten Söhnen; seine Weisheit muß es verhüten, daß in den Seelen gerade der Besten dieses unglücklichen Stammes ein Funke koriolanischen Zornes sich entfache.

1897.



Vom Garten der Hesperiden.





Auf der Fahrt.

Durch die breiten Fenster des Rauchzimmers strömt Pyrenäenluft, die Sonne scheint auf blühende Kirschbäume; noch einmal schneidet in langgestreckter Bucht das Atlantische Meer ins Land — der Hafen San Sebastian, wo des Columbus Gallionen schaukelten —, dann ächzt der Zug bergaufwärts. Unsichtbar sind die Gipfel, denn der Weg geht durch Schluchten, nur hier und da, bei einer Wendung, leuchten zwischen grünen Kuppen ferne Schneeberge. Die Paßhöhe wird erreicht, die Straße windet sich aus dem Alpenlabyrinth, der Horizont wird hell und eine fremde Welt thut sich auf. Zuerst eine maßlose gelbe Ebene mit spärlichen rauhen Hügeln, auf denen zerfallenes Gemäuer, verlassene Häuser aus braunen, ungebrannten Ziegeln modern. Erdfarbige Dörfer kleben wie Raubthiernester an den Abhängen. Dann und wann erscheint, viereckig, hochummauert, ein fensterloses Gebäude; ein Thürmchen und ein Kreuz auf dem flachen Dach zeigt an, daß solches Gefängniß im Innern eine Kirche vorstellt.

Es wird Mittag. Aus der Hochebene wachsen zackige Kreidefelsen, ein kahl verbranntes Gebirge drängt von beiden Seiten heran. Plötzlich öffnet sichs zu tiefer Schlucht. Himmelweit unten in



spitzem Höllentrichter liegt eine Stadt. Ein alter See hat diese Arena gegraben, seinen Durchbruch bezeugt das aufgerissene Felsenthor.

Abermals dehnt sich die Ebene im Sonnenbrand. In weiter Ferne steigt aus einem lehmfarbigen Häuserhaufen das reiche Profil einer Kathedrale empor, ein Tuff grauer Spitzen auf gelbem Sammet. Es ist Burgos, wo der Cid Campeador in einer steinernen unterirdischen Halle beim Scheine Ewiger Lampen sitzt und schläft. . . Mittag ist längst vorüber, die Fläche will nicht enden. Die Bahn verschlingt unendliche Strecken, bald grüne Niederungen, bald steinernes Wüstenland, indeß langsam die Sonne sich neigt. Selten erscheint ein Baum, nur einmal sieht man einen schwarzen Haufen kleiner, häßlicher Pinien in den farbigen Abendhimmel phantastische Silhouetten schneiden. Auf den Stationen sammeln sich Frauen und Kinder, die unverwandt auf die hellerleuchteten, weißgedeckten Tische des Speisewagens blicken, an denen die Passagiere tafeln.

Schnell kommt die Nacht. Eine dumpfe Mattigkeit breitet sich aus und der Zug schleppt träg seine dicke Atmosphäre von Rauch, Staub und Müdigkeit dahin. Noch immer sinds vier Stunden bis Madrid.

Bahnhofslichter und Lärm verscheuchen den ersten Mitternachtschlaf. Ein mürrischer Träger schlürft zum Gepäck, ein dunkler Gang wird durchschritten und der öde Bahnhofsplatz gähnt den



Reisenden an. Zwei Minuten später klappert man in einer stickigen Droschke den holperigen Hügel hinauf.

Im Hausflur des Hotel de Roma empfingen mich drei zweifelhafte Caballeros, die Hände in den Hosentaschen und Cigarren zwischen den Zähnen, und ließen sich erklären, was ich eigentlich wolle. Dann hakte der Erste einen Schlüssel vom Brett, der Zweite schob mich in einen Aufzug und der Dritte fuhr mit mir hinauf bis unter den Dachstuhl. Dann gingen wir durch zwei Korridore über eine größere und eine kleinere Treppe nach einem Vorplatz, von dem ein Gang abzweigte: da lag mein Zimmer. Ein großer, etwas niedriger Raum mit wenigen, unförmig großen Möbeln, und Wänden aus polirtem Marmorstuck. Alsbald bereitete ich mich mit einer Schachtel Insektenpulver zum Schlafengehen vor.

Madrid.

Die Stadt macht den Eindruck, als wäre ein mittelmäßiger Unternehmer an der Aufgabe gescheitert, ein reduzirtes Abbild von Rom herzustellen. Den hügeligen Boden, den breit angelegten Baustil findet man wieder, selbst die eigenthümliche Gesammtfarbe der Stadt ist unverkennbar: das antik gelbliche Rosa, das bei



trüben Tagen an verschossene Möbel erinnert, die über die Straße getragen werden, dagegen in der Sonne leuchtet wie gelber Marmor und röthlicher Onyx. Aber von der architektonischen Szenerie, von der landschaftlichen Schönheit Roms zeigt sich nichts. Die Puerta del Sol ist nichts weiter als ein südlicher Spittelmarkt mit allen Banalitäten des Großverkehrs, und der Prado eine Gartenanlage, die man aus häßlichen Träumen kennt: breit und schattenlos, halb Platz, halb Straße, von Gebäuden umgeben, die vor dem Blick ins Endlose zurückweichen; so daß ein sonderbares Gefühl von Oede und Verlassenheit den Spaziergänger nicht losläßt.

Wie in den Spalten der Tageszeitungen, so ist in den Straßen fremder Städte der offizielle Theil weniger anziehend als der lokale: die Denkmäler und Staatsbauten öffnen ihren pathetischen Mund nur zu Deklamationen, während die Nebendinge, das Alltägliche, eine leisere und diskretere Sprache redet, die man, ohne aufzumerken, vernimmt, und deren man sich erinnert, ohne Dessen bewußt zu sein. Für Berlin sind die Litfaßsäulen, Stadtbahnbögen und Normaluhren bezeichnender als der Wrangelbrunnen oder das Kreuzbergdenkmal; und ein Stück weißgrauen Macadams, ein paar hellgrüne Platanenbäumchen, ein bunter Kiosk und eine Omnibusreihe geben ein deutlicheres Bild der Boulevards als ein Panorama aller Fassaden von der Oper bis zur Madeleine. Der suggestiven Wirkung solcher



Nebensächlichkeiten verdankt Madrid einen Theil seiner tristen Physiognomie. Nirgends sieht man so trübselige Mauern, ungeschlachte Gitter und unheimliche Thorwege. Zwei Schritt vom Prado, nahe der Calle Jeronimo, ist ein wüster Bauplatz mit verwahrlosten Mauerresten: es schien mir ganz folgerichtig, zu vernehmen, daß morgens um neun Uhr, eine Stunde ehe ich vorbeiging, ein Mensch dort überfallen und erstochen worden war.

Doch jenseits des Prado liegt die Galerie von Madrid. Und wenn man von der Freitreppe die Empire-Rotunde dieses schlichten Baues betritt, fühlt man sich der kläglichen Umgebung entrückt und befreit.

Unbesorgt! Es kommen keine historisch kritischen Bemerkungen über das Museo del Prado, über Velasquez und Goya; durch die Sternhaufen in Baedekers Reisebuch ist dieser Kunsthimmel zur Genüge erleuchtet. Nur über die äußere Verfassung der Galerie zwei Worte.

Die Museumskundigen von heute träumen von einem zeitgemäßen Kunstgenuß einen schönen und neuartigen Traum. „Fort mit den großen Sälen", heißt es, „wo die Wände mit Bildern gepflastert sind, als wären es Briefmarken; fort mit der magazinirten Kunst und dem bräunlichen Galerieton: wir wollen etwas Gefühltes, Artistisches." Und sie malen sich „Räume" aus mit grünen und braunrothen Veloursteppichen, die Wände mit ungebleichter Leinwand bespannt



von wundervoll grauem Luftton, das Licht an der Decke aufgefangen und sorgsam durch weiße Linnentücher geseiht. An jeder Wand nicht mehr als drei Bilder, aber Perlen (nach der belehrenden Auswahl des Vorstandes), und auf sanft geschwungenen Sesseln, Genre Chippendale, lehnt ein selektes Neuzeitpublikum und schwelgt im Verständniß: „Lieben Sie auch so sehr den Uebergang des Meisters von der dritten Manier zur vierten?“ — „Ich muß gestehen, daß mir seine archaischen Arbeiten vielleicht noch näher liegen, wo das weltverneinende Motiv durch den Daseinsjubel erst in ganz schwachen Accorden durchklingt.“

Das Museo del Prado ist leider anders. Eine endlos lange, nicht sehr helle Galerie, hoch gewölbt, aber schmal, und ein paar Seitengemächer, nicht wissenschaftlich gebaut, sondern etwa so, als hätte ein kunstverständiger Fürst einen Theil seines Schlosses zu eigenem Genuß eingerichtet. Bis oben hinauf sind die Wände von Bildern bedeckt, naiv, wie die Holländer es darstellten, wenn sie Pinakotheken malten, und die Tafeln blicken düster aus den alten, schweren Goldrahmen. Sie sind nicht auf neu restaurirt. Das Blau und das Roth hat noch nicht den impertinenten Glanz erhalten, den die alten Stücke in halbfertigem Zustand einst zeigten und den man heute mit technisch so vervollkommneten Methoden ihnen wiederzugeben versteht. Auch ist es für kurzsichtige Damen nicht leicht, diese mangelhaft ge=



hängten Bilder gebührend zu kopiren; und vergleichende Studien über die Entwickelung der Fingernägel und Ohrmuscheln bei alten Meistern, die ja überaus unerwartete Resultate zu geben berufen sind, scheinen im Prado einigermaßen erschwert. Sonderbar ist es trotzdem, welchen unvergeßlichen Zauber gerade als Ganzes diese Sammlung übt, die zu den Zeiten alter spanischer Königsherrlichkeit vielleicht nicht viel anders ausgesehen haben mag als heute, und in der noch immer die ersten Werke neuer Kunst ohne Anführungstriche und Ausrufungzeichen kraft eigener Macht aus nicht ganz gleichmäßiger Umgebung hervorstrahlen. Diesen Reiz dankt der Prado zum Theil einer Eigenart, die keine der klassischen Galerien in diesem Maße besitzt: seine Auswahl und Einseitigkeit trägt den Stempel eines Geschmackes. Freilich ist es ein selbstbewußter, höfischer Geschmack, der raffinirte Geschmack einer dekadenten Dynastie; aber er war besser als ihre Politik und führte in gerader Linie von Tizian zu Velasquez, von Velasquez zu Goya.

Die Berliner Museumsgalerie leidet, Gottlob, an solcher Einseitigkeit nicht. Sie ist lehrsam für junge Kunstbeflissene und enthält von Allem Etwas; und ihre Gesammtwirkung lenkt keinen Menschen vom Studium wichtiger Einzelheiten ab. Dagegen zeigt unsere Nationalgalerie in ganz anderer Weise den großen Zug einer einheitlichen und von den besten Kreisen approbirten Richtung. Noch in später Zeit wird der Besuch



dieser Kunstanstalt so unterhaltlich sein wie heute: sie wird immer ein Denkmal der gußeisernen Kunstepoche des neuen Reiches bleiben.



Corrida.

Obwohl ich Madrid nicht liebe, darf ich nicht vergessen, daß ich die fremdartigste und denkwürdigste Sensation meiner spanischen Reise dieser Stadt danke. „Wären Sie ein paar Tage früher gekommen," sagte der Kellner, der den Kaffee servirte, „so hätten Sie die vier ersten Toreros Spaniens an einem Nachmittage gesehen." „Wann war die Corrida?" „Sie fängt in einer Stunde an. Seit drei Tagen sind keine Plätze mehr zu haben." Eine Viertelstunde später besaß ich ein Billet „Tendido., 2da Fila, Sombre", denn in Spanien ist Alles möglich, zumal bei billigem Pesetenkurs. Aber der Weg zur Plaza de Toros war weit und die Stadt ausgestorben. Kein Wagen, keine Pferdebahn mehr, nur auf der Straße Alcalà hasteten noch ein paar verspätete Equipagen; auf den Vordersitzen echauffirte Frauen in hellen Kleidern, mit Blumen unter der weißen Mantilla. Ein doppelt überfüllter Omnibus, dessen Kasten tief zwischen den Rädern hing und zu bersten drohte, nahm mich endlich auf, unter dem Wuthgeheul der Insassen über die Verspätung.



In riesigem Bogen rundet sich die Arena unter blauem Himmel, mit schrägem Schnitt getheilt, halb in blendendem Licht, halb in bläulichem Schatten. Ein Gewimmel von vierzehntausend Menschenköpfen, durchsät von den Farbenflecken der Fächer und Sonnenschirme. Durch das Brausen dieses lebendigen Kraters dringt eine dünne blecherne Jahrmarktsmusik. Betäubt und eingeklemmt saß ich auf der schmalen Steinstufe, die gleichzeitig als Tritt und Sitz dient, inmitten der Menge, die gierigen Blickes auf Kampf, Blut und Tod wartet. Die schimmernde Quadrilla machte wenig Eindruck, als ihr Cirkusaufzug zu Pferde und zu Fuß die Arena füllte, um den Präsidenten zu grüßen. Dieser, ein schmaler, schwarzbärtiger Herr, elegant wie Carnot, lüftete leicht seinen Cylinder, die Gladiatoren zogen sich zurück und das Schauspiel begann. Freilich mit einem überraschenden Satyrspiel. Der erste Stier, ein starker, schwarzweiß geschecker Bursche, Abkömmling der altberühmten Zucht der Herzöge von Veragna, die von Christoph Columbus stammen, trat herein, sah sich im Kreise um — und blieb stehen. Ein paar mißvergnügte Pfiffe und ironischer Beifall wurde hörbar. Die Gehilfen, Chulos genannt, schwenkten ihre rothen Mäntel erst von fern, dann immer näher, aber der Standhafte Prinz, unbekümmert wie ein Prophet, den Gassenbuben verfolgen, wandelte in Gedanken versunken an der Barriere entlang. Schon waren die Chulos ihm dicht vor der Nase,



tanzten um ihn herum wie Israel um das Goldene Kalb und warfen ihm die rothen Tücher um die Hörner: da sah er sie zum ersten Male an, drehte sich um und zeigte ihnen gelassen seinen Pendelschweif. Nun erhob sich das Volk von Madrid, und der steinerne riesige Fleischtopf erdröhnte von Brüllen und Pfeifen. Dicht vor mir stand ein Mensch mit verzerrtem Gesicht; die Stimme versagte ihm und er schüttelte beide Fäuste nach der Loge des Präsidenten. Der sah noch immer bewegungslos dem Hexensabbath zu; dann gab er ein unmerkliches Zeichen und der Schauplatz verwandelte sich in ein friedlich bukolisches Bild. Eine Herde zahmer Ochsen mit Glocken am Halse erschien, nahm den stoischen Philosophen in die Mitte und geleitete ihn hinaus.

Alsbald stürzte der zweite Stier, kohlschwarz, mit böse funkelnden Augen in die Arena. Während er in großen Sprüngen den gelben Sand durchquerte, flüchteten die Chulos über die Schranken, — und nun stürmte er in groteskem Galopp auf den Picadór zu, dessen Pferd sich zitternd an die Umfassung preßte. Vor dem Zusammenstoß wandte ich mich ab; der Kampf gegen den hilflosen Klepper mußte einfach ekelhaft werden. Nebenan vernahm ich einen kleinen Schrei, auch die massive Sennora war erschrocken, obwohl sie mit gefalteten Händen und offenem Munde wie verzückt hinabzublicken fortfuhr. Was war geschehen? Noch immer stand der Gaul dicht an die Barriere gedrängt, aber der Reiter hatte den



Sitz verloren und hing, zwischen Pferd und Bretterwand geklemmt, im linken Bügel; der Stier stand blutend mitten in der Arena. Auch das Pferd blutete und an seinem Bauch war eine sonderbar rundliche Deformität sichtbar, — Pfui Teufel, ja ... waren Das nicht die Eingeweide, die aus der langen Schlitzwunde hervorquollen?

Es ist beschämend, wie schnell Auge und Gefühl sich abstumpft: dies Bild, einmal ertragen, nahm mir die physische Beklemmung und machte mich zum Spießgesellen. Ich fühlte in mir selbst den Hauch des Fiebers, das das Haus erfüllte, und ahnte Etwas von Dem, was die Väter und Mütter dieses Volkes empfanden, als sie mit verzehrendem Blick die Scheiterhaufen Torquemadas umstanden. Die Aufregungen des Spiels und Rennens schienen mir zahm und harmlos gegen die Exaltation, in die der Dampf des Blutes sein Narkotikum mischt.

Der zweite Picador war aufgetreten. Er ritt einen Schimmel, der noch immer stattlich aussah und in seinem runden, gemessenen Galoppsprung Schulung verrieth. Kaum nahte er sich dem Stier, da wandte sich der, stemmte vor dem bäumenden Pferde die Vorderfüße gegen den Boden und preßte mit einer grandiosen Bewegung seines gesenkten Nackens die Hörner ihm in die Weichen. Pferd und Mann schwebten in der Luft, aber im selben Augenblick stieß der Berittene seine Lanze dem Stier in die Schulter,



so daß er brüllend losließ und zurückwich. Auf den Tod getroffen, brach der Gaul in die Knie und wollte verenden. Aber plötzlich, mit einem einzigen Ruck, sprang er auf, galoppirte in wilden Sätzen durch die Arena, während die Gedärme ihm um die Beine schlugen, und warf sich schließlich gegen das eiserne Thor der Barriere. Das Thor brach auf und das Pferd stürzte sterbend in den Zuschauerraum.

Das graziöse Spiel der Banderillos hatte nach dieser Szene keinen Reiz mehr. Das Thier war ermattet und der Torero Bombita, ein behäbiger, kahlköpfiger Athlet, fand wenig Beifall, als er elegant, aber ohne Verve, die Estocada gab. Im Galopp wurden die Kadaver hinausgeschleift, die Blutlachen mit Sand bedeckt, die Arena geebnet, und während zwei Schlosser gemächlich das Thor reparirten, hatte der Kampf von Neuem begonnen. Mazzantini und Reverti wurden applaudirt, aber den Erfolg des Tages errang, wie immer, Guerrita.

Bevor er die Arena betrat, hatte er seinen kleinen, schwarzen Hut einer schönen Frau mit wundervoll rothblondem Haar in den Schoß geworfen. Ihren Namen glaubte ich gehört zu haben, als sie mit ihrer Begleiterin durch das Vestibül des Hotel Roma rauschte, wo auch sie logirte; sie hieß so ähnlich wie Lady Landscape oder Capeland und hatte ihre Equipage nach Madrid mitgebracht. Ihr heißer Wunsch war erfüllt: Guerrita, der Abgott der Frauen von Madrid, hatte ihr seinen besten Stier geweiht.



Guerrita gilt als der Psychologe der Stier-seele. Während des Geplänkels der Picadores und Banderilleros studirt er die Persönlichkeit seines Gegners, und wenn ihm Degen und Scharlachtuch überreicht wird, kennt er die Bewegungen, den Blick, die Ränke und Schwächen seines Gegners so genau, als wäre er mit ihm aufgewachsen. Wie der überlegene Schachspieler das Feld benennt, auf dem er mattsetzen wird, so bemißt Guerrita nach Licht und Schatten, Perspektive und Windrichtung den Punkt, wo er den Kampf zu enden beschließt. Durch ein glänzendes Spiel hatte er auch diesmal den Stier dicht vor den Platz seiner Dame geführt; schon zückte er den Degen und zielte ein paar Sekunden, während er das Thier mit seinem Blick bändigte, — dann ließ er den Degen sinken, schüttelte den Kopf und zeigte auf eine andere Stelle der Arena. Das Tournier begann abermals; in wenigen Minuten war der Stier durch Finten und Paraden verwirrt, stutzig, hypnotisirt, Guerrita griff ihn bei den Hörnern, führte ihn an die bezeichnete Stelle, stellte ihn in Positur, wie der Photograph sein Modell, musterte noch einmal die Wirkung, indem er einen Schritt zurücktrat, — und mit einem zuckenden Stoß saß die Klinge bis zum Heft in der Schulter des Opfers. Im selben Augenblick stand Alles auf den Beinen und der Beifall brach los wie Ungewitter und Hagelschlag, Blumen, Cigarren und Hüte regneten hinunter, der Triumphator fing das rothe



Sammetetui auf, das die Lady ihm zuwarf, während seine Begleiter die Cigarren auflasen und die Hüte zurückbeförderten, und umschritt grüßend und wohlwollend dankend den Umkreis der Arena. Wie eine große Sturmwelle sah man die Bewegung des Beifalls mit ihm im Kreise um das Haus wandeln.

Eine Stunde später wogte das alte Leben durch die Straßen Madrids und die gedruckten Berichte über die Corrida wurden in allen Kaffeehäusern diskutirt. Der ärgerliche Zwischenfall mit dem ersten Stier war aufgeklärt: die Autopsie hatte ergeben, daß er mit einem ernsten Gemüthsleiden behaftet war, das der Schlag eines Pferdes auf dem Transport ihm zugezogen hatte. Selbst strenge Beurtheiler konnten hierin ein Verschulden des Züchters nicht erblicken und die Ehre des Hauses Veragna war wieder einmal gerettet.

Toledo.

Von langen, engen Straßen durchzogen, mit düster majestätischen Palästen, den mächtigen Marktplatz von der stolzesten Kathedrale beschattet: so ungefähr denkt man sich Toledo, die alte Stadt kastilischen Glanzes. In Wirklichkeit ist es ein kleines, sonniges Felsenstädtchen, ein putziges Labyrinth von Gäßchen mit niedrigen Häusern, darunter ein freundlicher Gasthof; in



der Mitte ein lustiger Provinzmarkt und überall Läden mit Konfektion und Quincaillerien. Und dieser Anblick enttäuscht um so mehr, als der Weg vom Bahnhof in die Stadt in ununterbrochener Reihe, Bild an Bild, die stolze Schönheit des Tajothales entrollt. Zuerst, von dunklen Bäumen umrahmt, der Blick auf den sonnigen Fluß. Dann in schwarzblauer Luft ein gelber Felsenkegel, gekrönt von den zackigen Bollwerken der alten Maurenburg. Von Spitzbogen getragen, erhebt sich weiterhin die schwindelnde Tajobrücke in blendender Sonne; ein thurmhohes Thor wehrt den Zugang; doch jetzt ist es weit geöffnet, vielleicht zum Empfang des Maurenkönigs, der mit wehendem Purpurmantel auf seinem Araberschimmel dem Gefolge voranreitet. (In der Nähe sieht man, daß der Hotelwagen roth gestrichen ist und die Maulthiere weiße Netze tragen.) Endlich, vom Stadtthor aus, überblickt man die strahlende Ebene; in der Tiefe, in heraldisch strengen Linien, der silberne Fluß auf grünem und gelbem Grund, — ein lebendiges Kartenbild der königlichen Provinz von Neukastilien.

Ein munterer Führer, der sich auf Zeit vermiethet wie die Sonntagsdroschken im Thiergarten, hüpfte vor uns her und zeigte in jeder Gasse gewissenhaft die Mauerüberbleibsel der Westgothen: ein paar ärmliche Portale, mit romanischen Säulchen und simplen Kugelornamenten verziert. In der Kathedrale sprang er auf den Chor zu, wo ein prächtiges Gestühl



sein Schnitzwerk an den Säulen emporrankte, und begann, seine gewohnte Erklärunglitanei Bild für Bild von der Erschaffung der Welt bis zum Jüngsten Gericht fortzuhaspeln; aber man ließ ihn nicht einmal bis zum Sündenfall gelangen. Der alte schwarzbraune Chor mit seinem goldenen Gitterwerk schien mir vertraut, als sähe ich ihn zum hundertsten Male, — und wirklich: unsere Bekanntschaft stammte aus Berlin. Bekanntlich werden dort Jahr für Jahr erkleckliche Posten bemalte spanische Leinwand importirt und zu stattlichen Preisen gehandelt; und da auf jedem Stück das besagte Kirchengestühl abgebildet ist, sind die Salons in sämmtlichen bewohnten Häusern des Thiergartens jetzt mit diesem Wahrzeichen versehen. (Die Herstellung der köstlichen Industrieerzeugnisse, die selten unsere Kunstausstellungen unprämiirt verlassen, ist einfach: zunächst wird eine größere Anzahl havannahfarbiger Kircheninterieurs, Chöre und Sakristeien angefertigt, meist in den Nuancen Colorado und Maduro, seltener Claro. Dann folgt die Wahl der Stoffe: Weiß und Durchsichtig giebt Marienfeste, Roth mit Goldstickerei Torerohochzeiten, farbige Seide mit Spitzen bedeutet Kindtaufe. Auch Kombinationen sind vorgesehen und ein neuer Mechanismus soll es ermöglichen, durch einfaches Umkippen aus dem Marienfest die Hochzeit entstehen zu lassen und aus dieser die Kindtaufe zu entwickeln. Zum Schluß kommt das Aufkleben der Köpfchen als Deckblätter; sie ver-



leihen dem ganzen Werk das Aroma und müssen vor Allem sauber geglättet und bis auf die Haarfarbe identisch sein. Ueberhaupt ist das Kennzeichen der feineren Marken die „Ausführung“; dazu gehört die Eigenschaft, nur in deutlicher Sehweite abstoßend zu wirken, hingegen schon bei acht- bis zehnfacher Vergrößerung durch immer neue Merkwürdigkeiten des Details zu überraschen. Hierdurch wird das Bild zur unerschöpflichen Quelle solider Abendunterhaltung in Familienkreisen, wo man mit Recht der lasziven Kunstfreude die ernsthafte Arbeit vorzieht.)

Während ich mich diesen Erinnerungen hingab und mich der Weisheit alter Kirchenerbauer freute, die durch ihren frommen Sinn noch späte Geschlechter in Nahrung setzten, da sie nicht nüchterne Anstalten für religiöse Bedürfnisse auf die öffentlichen Plätze stellten, sondern unvergängliche Kunstwerke schufen, waren wir durch das klägliche Judenviertel zur alten Synagoge gelangt, die seit einigen Jahrhunderten zu einer ordentlichen Kirche geweiht ist und jetzt leer steht. Hier findet man keinen Altar, keinen Chor und keine Kanzel, nichts als in den beiden Seitennischen des viereckigen Raums zwei vergoldete unechte Roccocomöbel, die der Küster amerikanischen Familien anzuschmieren wünscht. Der steinerne Blumenzauber der maurischen Friese ist übertüncht und das Mosaik des Fußbodens zertreten. Auch die Inschriften an den Wänden sind ausgelöscht, denn die alten Bibelsprüche sind längst



nicht mehr wahr. Der alte Gott, der hier gehaust hatte, ist mit seiner ganzen Familie in die schöne Kathedrale nebenan übergesiedelt, nachdem sein armes ehemaliges Volk sich umsonst hatte verbannen und verbrennen lassen.

Draußen empfing uns ein Schwarm der Sprößlinge des stolzen Toledo mit dem unaufhörlichen Geschrei: „Un centimito, sennor, un centimito!“ Mit Mühe und großem Gestikuliren wehrte ihn der Führer ihnen ab und trollte von Neuem geschäftig vor uns her durch die erstorbenen Gäßchen der Königsstadt.



Zurück nach Madrid! In der Vorhalle des Apollotheaters, zwischen Schaufenstern, Buden und Automaten, wogt abends gegen elf ein buntes Jahrmarktstreiben von Zeitungjungen, Looseverkäufern, Orangenhändlern und Passanten. Die Vorstellung schien noch nicht beendet, vier oder fünf kleine Stücke zeigte der Zettel an; und ein Fauteuilplatz der dritten Reihe kostete eine Peseta. So trat ich ins Foyer und öffnete die Thür zum Korridor. Halt! Der Thürsteher besah prüfend mein Billet und schüttelte den Kopf. Sollte der Kassirer mich — nein, es war echt, galt aber nur von elf bis zwölf Uhr, für den vorletzten Einakter. Ich hatte zehn Minuten Zeit und wurde kurzer Hand ins Wartezimmer



geschoben. In diesem Raum saßen dreißig, vierzig Menschen auf hölzernen Bänken; die Männer rauchten, die Frauen strickten, schwatzten oder machten Toilette, ein junges Weib säugte ein Kind. Das Ganze erinnerte mehr an ein Asyl für Obdachlose als an eine Kunststätte und ich entschloß mich, auf der Straße zu warten, bis das Haus zum dritten Male am Abend sich leerte.

Der Theatersaal ist groß und nüchtern, mit zahlreichen Galerien und riesenhaften Anzeigen von Fahrrädern und Kinderfutter auf dem Vorhang. In den Logen räkelte sich ein geschwätziges Publikum in abgetragener Abendkleidung und unfestlicher Straßenstimmung. In der übernächtigen Atmosphäre äußerte sich ein mißduftender genius loci. Eine sonderbare Blumenverkäuferin trieb im Parquet ihr Gewerbe, ein pockennarbiges, altes Weib mit falschen Haaren, das beständig von jungen Swells umgeben war, mit denen sie lachte und schäkerte. Ihre Brust und ihre zehn fetten Finger und Ohrlappen glänzten von Juwelen. Von den brezelartig verschlungenen Goldbrochen unserer Großmütter bis zu den à jour gefaßten Steinen, die uns jetzt das Leben vertheuern, sah man alle Juweliermoden auf ihrem Leibe, und wenn sie sich zwischen die Fauteuils drängte, um die Lieblingsblume der Madrider feilzubieten: mit Anilin gefärbte blaugrüne Nelken, so blitzten und klapperten die bunten Schuppen der alten Schlange wie einst vor Evas Augen im Paradies.



Das Stück hieß Escuela de Musica und nannte sich Operette. Auf einer Bühne, die rechts und links zwei Häuser und im Hintergrund eine gelbe Mauer vorstellte, trieb sich in Straßenkleidern und unsauberen Schuhen ein Dutzend Menschen herum, darunter die Schulvorsteherin, eine angeblich komische Alte, der Musiklehrer, ein Liebling des Publikums, der mit schrecklichen Grimassen und großer Behendigkeit die Cigarren auflas, die man ihm hinwarf, und eine umfangreiche Liebhaberin mit ausgiebigen Reizen. Den Chor bildeten die Musikschülerinnen, übel singende Frauenzimmer in gesetzten Jahren. Als sie zum zweiten Male auftraten und Anstalten machten, zum Schlußtableau zusammenzurücken, bemerkte ich unter ihnen ein armes blutjunges Ding, das sich hinter die anderen versteckte und kaum den Mund aufzuthun wagte. Sie war keine spanische Beauté, sondern braun, fast hell, dazu schmal und ein Bischen eckig, und da sie keine ordentlichen Feueraugen besaß, hatte man ihr die Lider braun gefärbt und mit zwei dicken Strichen die Augenwinkel verlängert. Das müde Gesichtchen blickte zu Boden und an ihren Schläfen brannten wie Blutstropfen zwei feuerrothe Granatblüthen.

Der Vorhang fiel, die Galerie brüllte Beifall und hinter den Thüren trampelte der Nachschub. Im Korridor begegnete mir das glitzernde Weib und ich kaufte einige ihrer giftgrünen Blumen. Sie benutzte die Gelegenheit, faßte vertraulich



meinen Arm und flüsterte — — — beruhigen Sie sich, meine gnädige Leserin: ich verstehe leider nicht Spanisch.

Gen Süden.

Ueber der schattigen Bahnhofshalle der Estacion de Atocha ruht den Tag über beschaulicher Gottesfriede; auf den Gleisen schlafen die Gepäckträger über der Zeitung ein, und kein Wagen ist sichtbar außer dem eines Babys, von einer sauberen Amme mit dem Fuße bewegt, während sie auf der Bank neben dem Telegraphisten sitzt. Abends hingegen, zumal wenn die Südcourierzüge abgehen, wird dies Idyll unliebsam unterbrochen und in das verzauberte Eisenschloß kommt Leben. Folgendes sagte mir Don Ramon, ein Caballero aus Madrid, der uns auf der Nachtfahrt nach Sevilla begleitete: „Unsere Bahnhöfe werden nicht überansprucht, denn wir fahren langsam und deshalb selten. Bei Ihnen fährt man rasch und häufig, aber am Ende des Jahres gleicht sich Das aus, — und schließlich haben Sie eben so lange den Eisenbahnstaub geschluckt wie wir. Und daß wir langsam fahren, hat seinen guten Grund: wir wollen nicht, daß man uns nachsage, in Spanien gehe es überall bergab. Aber leider beginnt auch bei uns schon das Hasten, wir bekommen zu viele Courierzüge. Sie haben die beiden Carabiniere der Guardia Civil bemerkt, die auf jeder Station einsteigen; sie sind da, um während der



Fahrt zu beiden Seiten hinauszugucken und Banditen zu schießen. Sie sind nur noch Dekorationstücke; denn glauben Sie, daß man bei dieser Geschwindigkeit zielen kann? Auch den Banditen ist durch die Schnellzüge das Handwerk verdorben; seit zehn Jahren haben wir kaum einen lumpigen Ueberfall gehabt. Die besten Leute ziehen sich ins Privatleben zurück; es war das letzte lohnende Geschäft hier zu Lande ... Auch die Romantik des Abschiedes hat gelitten."

Das schien mir nicht ganz glaubwürdig, denn ringsum wurde geweint und geküßt. Weiber, Kinder und Greise hängten sich an die Abfahrenden, als ginge es in Charons Nachen, und nicht in die nächste Provinzialstadt, um zwei Dutzend wollene Halstücher zu verkaufen. Auch Don Ramons Freunde wurden sichtbar, zehn Minuten nach fahrplanmäßiger Abgangszeit. „Es ist nicht eilig," rief er ihnen zu, „man hat kaum zum dritten Male geläutet." Noch mußte der Stationchef das Signal geben, dann wiederholte es der Schaffner und nach einiger Zeit antwortete der Lokomotivführer. Die Schnupftücher der Wittwen und Waisen wurden sichtbar, dann kam eine kurze Berathung der maßgebenden Instanzen, während hundert Hände aus den Fenstern langten, um sich schütteln zu lassen, endlich pfiff die Lokomotive und knapp zwei Minuten später setzte der Zug sich in Bewegung.



Wer spricht heute noch von heroischer Landschaft? Ist doch selbst die „romantische“ längst aus der Mode und die „intime“ kaum begraben; ja sogar die symbolomystische und plakatjapanische Naturauffassung ist schon im Sterben. Ich liebte von je her das Intime, auch im Naturgenuß, denn hier war es lohnend und nicht kostspielig. Schon im Grunewald oder in Treuenbrietzen entdeckt der feinsinnige Beobachter mit gekniffenen Augen Farbenkontraste, pretiöse Töne und Lichtwirkungen. Da der „Naturausschnitt“ nicht „interessant“ oder gar „anekdotisch“ war, mußte er nothwendig stimmungsvoll oder intim sein. Leider sind billige Moden immer kurz und der schönste Damenhut wird langweilig, wenn ihn die Gemüsefrau zu tragen anfängt. Auch das Intime wurde ordinär, als die Gemüsefrauen die zarte französische Primeur verhökerten und den großen Importeuren die Geschäfte verdarben.

Wenn ich den Muth hätte, eine Leserin zu fragen, ob sie sich unter einer heroischen Landschaft überhaupt Etwas vorstellen könne, so würde sie mit Recht daran erinnern, daß Nicolas Poussin und Claude Lorrain die Gewohnheit hatten, ihre arkadischen Bilder mit Heroenfiguren zu schmücken. Das meine ich aber nicht; ich will versuchen, deutlicher zu sein. Jedesmal, meine verehrte Frau, wenn Sie in den Hundstagen das freundliche Kohlgrub oder das liebliche Hitzacker aufsuchen, sehen Sie durch das Coupéfenster das flache Land säuberlich in verschiedenfarbige viereckige



Stücklein zertheilt: Das nennt man Ackerbau; oder Sie erblicken lange Fichtenstämme mit dünnen Kronen und schwarzen Ringen um den Bauch: Das ist Forstkultur; oder endlich nichts als rauchende Schornsteine und schwarze Häuser: Das ist ein Industriebezirk. Nun denken Sie sich in einem Rahmen von dunklen Pinienbäumen eine unermeßliche Fernsicht über zerklüftetes Hügelland, Büsche, Felsen und blaue Berge, nirgends ein Dorf, eine Landstraße oder Windmühle, das nackte Bild der Welt am Tage nach der Austreibung aus dem Paradiese; denken Sie sich, daß die Menschen, die in spärlichen Ruinen hausen und dann und wann mit abenteuerlichen Eselskaravanen durch die Hohlwege ziehen, nicht zum Ackerbau noch Tagelohn taugen, daß sie vielmehr auf unstet regellose Weise ihr Leben erkämpfen, seitdem sie nicht mehr als Konquistadoren durch unbekannte Meere zu ziehen vermögen, — Sie werden dann diese Gegend unkomfortabel und primitiv finden; und ich verhehle nicht, daß ich ganz Ihrer Ansicht bin. Dennoch scheint es mir, daß dieser Blick auf das alte fremdartige Land von der vergessenen und verlorenen heroischen Landschaft einen Eindruck gewährt.

Die wundervolle Regalia Don Ramiros, die mehr denn fünfzig Kilometer währte, hielt mich auf dem engen Lager der Compagnie Continentale wach, und ich starrte durch das offene Fenster in den Mondschein. Plötzlich wird die Szene verdunkelt, mächtige Baummassen ballen sich zu-



sammen, breite Gänge verlieren sich ins Weite, bleiche Schloßmauern scheinen vorbeizueilen; der Zug hält, — es ist Aranjuez. Zwei Minuten Aufenthalt!

Wir rollen weiter durch die Ebene, aber beständig klingt der Name mir in den Ohren und führt mich in den Königspark zurück. Unter dem Hauch des Mondes tanzen in Marmorbecken schimmernde Fontainen; unbeweglich, wie schwarze Wolken, ruhen die Kastanienbäume in der silberklaren Nachtluft. Von der Rampe des Palastes, dessen Fenster röthlich leuchten, naht Paar um Paar, gemessenen Schrittes, die Grandezza des Hofes. Die Fingerspitzen der Damen ruhen auf der Hand der Kavaliere und die schwarzen, seidenbauschigen Gewänder, von Diamanten bethaut, rauschen über den leuchtenden Kies. Kein Wort wird vernommen. Nun wendet sich der König zurück und berührt mit seiner weißen Hand den Hut; eine tiefe Verbeugung des Gefolges und er ist allein. Aus dem Dunkel der Büsche tritt ein altes Weib, mit ihren fleischigen, beringten Händen reicht sie einen Strauß von Nelken, die mit grünem Licht, wie Schlangenaugen, phosphoresziren. Hinter ihr steht ein Mädchen, schwarz gekleidet, gesenkten Blickes; ihr braunes Haar ist steil in die Höhe gekämmt und an ihren Schläfen leuchten zwei purpurne Granatblüthen. . .

Ein breiter Sonnenstrahl, in dem der dichte Eisenbahnstaub wirbelte, weckte mich. Der Zug



hielt und Morgenluft wehte herein. Bald stand ich draußen: der kleine Garten des Bahngebäudes erstickte unter blühenden Rosen, die Wiesen lachten wie ein grüner Himmel mit tausendfarbigen Sternen, veilchenblau erhoben sich in der Ferne die steinernen Wogen der Sierra und über das jauchzende Land strahlte der Frühling von Andalusien.

Sevilla.

Der Himmel war grau und dicke Tropfen fielen, als der Zug in Sevilla einfuhr. Verschüchtert duckten sich die weißen Häuschen zu beiden Seiten der Straße und blinzelten durch die triefenden grünen Jalousien, während der Hotelwagen, stöhnend unter der Last einer englischen Familie, durch die Pfützen planschte. Unter dem umfangreichen Gepäck befand sich ein blondes junges Ding, das May hieß und als Gesellschafterin diente; sie hatte sich in einen dicken Pelzkragen gewickelt, so daß nur ein paar blonde Löckchen und weiße Zähnchen sichtbar blieben, und kicherte beständig: „Oh, is that Seville, oh, is n't it a dirty place!" .... Aber der Himmel weint nicht länger über Andalusien als die Augen der Spanierinnen über ungetreue Liebe: und kaum fühlten wir die Marmorfliesen des Hotel Madrid unter den Sohlen, da füllten sich wieder alle Straßen mit Sonne und Menschen.



Ja, es ist wahr, obwohl es in den Schulbüchern steht: in Sevilla sind alle Fenster mit Blumen umkränzt, und häufig erscheinen zwischen den langen Vorhängen dunkeläugige Andalusierinnen, und manche von ihnen sind schön. Die Thüren der Häuser sind geöffnet und durch das schmale Vestibül erblickt man luftige Säulenhöfe, darinnen unter Palmen und Orangenbäumen Papageien schwatzen und Pianinos klimpern. Und quer über die engen Gassen spannen sich festlich weiße Segel von Haus zu Haus, damit der Fremdling unter bräutlichen Baldachinen wandle, in goldenem Schatten durch die Stadt der Liebe.

Wie ein versteinerter Zaubergarten träumt die Kathedrale von Sevilla in der Sonne. Um die Stämme der Säulen und das Geäst der Streben blüht und rankt ein marmorner Flor; und die Terrassen und Dächer, die Thürme und Kuppeln bergen sich unter Spitzen und Gehängen. Zwischen den Pfeilern der mächtigen Balustrade lodern auf hundert ragenden Kandelabern symbolische Feuersäulen. Aber auch diese — die Flammen der Liebe und des Glaubens — sind versteinert und ergraut.

Ich weiß nicht, wie es geschah, daß von diesem südlich überschwänglichen Bilde der Blick heimwärts flüchtete und, umsäumt von den grünen Bäumchen des Königsplatzes, das große neue Reichshaus mir erschien. Hier tobt, Gott sei Dank, keine sinnbethörende Phantasie, hier kleidet



sich die nationale Begeisterung in das ansprechende Gewand baulichen Kurialstils. Nach bewährter Vorschrift stehen die offiziellen Pilaster wie Grenadiere zwischen den wohlverglasten Riesenfenstern und die massigen Eckzwinger zeigen den kriegerischen Trutzstil, in dem der öffentliche Baugeschmack des neuen Reiches gipfelt. Die Dekorationstücke der Bedachung stellen handliche Petschafte und Briefbeschwerer dar und symbolisiren sehr glücklich die schriftliche Form der Gesetzgebung; selbst die an sich gefällige goldene Kuppel sieht in dieser Umgebung einem riesigen Tintenfaßdeckel nicht unähnlich, — nur daß sich unter der breiten Wölbung keine richtige Tinte, sondern ein geräumiger Saal befindet, in dem die Herren Abgeordneten zeitweilig sitzen. Lebhaft erinnere ich mich des Eindruckes, wie ich aus der pomphaften Vorhalle durch eines der nadelöhrartigen engen Thürchen in diesen Saal trat. Ich hatte eine Halle aus Erz und Marmelstein geträumt und befand mich in einer freundlichen Stube. Ein hölzernes Mittelding zwischen Konzertraum und Bahnhofsrestauration, mit Renaissancesäulchen und humoristischen Thürbildern ausgeziert. „Das Holz", erklärte mir mein Führer, „ist wegen der Akustik. Auf der einen Seite reden die Reichsboten nicht deutlich genug und auf der anderen Seite können sie nicht ordentlich verstehen. Das Holz aber resonnirt mit, es bildet in akustischer Beziehung einen richtigen Resonnirboden, so daß selbst starkes Blech nicht



dagegen aufkommt." Und ich gedachte der alten Paulskirche in der Stadt Frankfurt am Main, darinnen der deutsche Parlamentarismus geboren und begraben wurde. Die schmucklose Rotunde dieses Hauses bestand aus Stein und das alte Parlament lebte vielleicht noch heute, wenn es hölzern genug gewesen wäre und die Volksvertreter weniger feine Ohren und gröbere Stimmen gehabt hätten.

Genug davon! Mich zieht es wieder zurück nach Sevilla, — und auf den Weg hilft mir ein freundliches Motiv. Ein architektonisches: die feingezeichneten Wappenschilde, die, von flachen Kronen überragt, die Reichstagsfenster schmücken und, fremdartig geschmackvoll, in ihre Umgebung nicht recht passen wollen. Von Anfang an hatten sie mir gefallen und ich war erfreut, ihren vierhundert Jahre älteren Vorbildern an einer versteckten Mauer der Kirche von Sevilla zu begegnen. Ein Abglanz des stolzen Fühlens, das die Brust des Wanderers schwellt, der unversehens nach Ostasien oder Westafrika kommt und plötzlich am Eingang den schwarzen Wappenvogel des Reiches gewahrt, ein Abglanz dieser hohen Befriedigung leuchtet mir stets, wenn ich unter fremden Himmelsstrichen Stück für Stück die Elemente unserer nationalsten Denkmäler wiederfinde.

Um nicht verdächtigt zu werden, ich sei geworben, um für den Ankauf oder, wie man moderner sagt, die Pachtung der Kathedrale zu



wirken, schließe ich dieses Kapitel, jedoch nicht, ohne in Verehrung jenes zarten Wunderwerkes zu gedenken, das stets als Wahrzeichen der Stadt Sevilla genannt wird: des königlichen Thurmes, der gleich einer goldenen Lilie dem Gemäuer entsprießt und den lieblichsten Frauennamen trägt: La Giralda.

Der Alcázar.

„Alcázar" bedeutet heute bei uns ungefähr das Selbe wie „Eden", Eldorado", „Tivoli" oder „Walhalla", nämlich ein Café chantant. Es gab aber eine Zeit, wo auch dieser Name anständig war und nichts weiter bezeichnete als ein Schloß der maurischen Könige. Alcázars giebt es deshalb in Spanien fast so viele wie bei uns, aber nächst der Alhambra ist der von Sevilla der schönste und sagenreichste. Was seine Geschichte betrifft, so bemerke ich nur, daß er vor einigen Jahren frisch getüncht wurde, so daß er von außen den Eindruck eines sauberen Oekonomiegebäudes macht, und daß er an Wochentagen von zwölf bis zwei Uhr geschlossen ist. Das suchte mir ein brauner Mädchenkopf deutlich zu machen, der zur Thür herausguckte, als ich um die Mittagstunde anklopfte. Aber schließlich öffnete die Kleine und wir durchschritten die kühlen Gänge des Palastes.



Ach, welche Vorstellung hat man bei uns im Lande der Gipsengelchen und der Stuckschwalben von der Herrlichkeit maurischer Baukunst! Nur dem Orientalen gehorcht die Musik der Farben und von den Rhythmen und Melodien jener alten Blumen- und Sternenwelt geben uns die Prunkräume unserer maurischen Kaffeehäuser keinen Begriff. Es ist wohlgethan, daß wir die Milieus unseres Lebens in Farben unscheinbar gestalten: die Skala von Erdbraun, Staubgrau, Nikotingelb und Erbsengrün, die wir lieben, stört nicht die Aufmerksamkeit und giebt für Bier, Skat und Tabak, für Kommissionen, Deputationen und Vereinssitzungen einen homogenen Hintergrund. Was sollen uns Räume, wo Gold, Rubin und Azur von den Wänden rieseln und Stolz und Leidenschaften entfesseln? Unsere Vorzüge liegen auf anderem Felde, wir lieben Säle, in denen man das ruhige Warten lernt, und weitgehende Ansprüche werden befriedigt mit etwas Husarenroth und Dragonerblau.

Die klingenden Namen der Marmorhöfe, die wir durchschweiften, habe ich vergessen. Das Heidenblut, das einstmals über diese Fliesen strömte, ist verwischt und die mißfarbigen Spuren rühren von englischen Malweibern her, die dutzendweise mit allerhand Wasserfarben die Säulen und Kapitäle zu Papier bringen und als Souvenirwaaren für den Export verhökern.

Meine kleine braune Begleiterin schritt behend in ihrem weißen Kleidchen neben mir her,



während sie einen leichten bunten Fächer spielen ließ, und schwatzte unaufhörlich in den lieblichsten Tönen ihrer Sprache, obwohl sie wußte, daß ich kein Wort verstand. Plötzlich hielt sie an, öffnete eine niedrige Thür und wir standen im Freien, inmitten des alten Königsgartens. Terrasse um Terrasse stiegen wir hinab durch seltsam geformte Steinportale; an erstorbenen Fontainen und überwachsenen Grotten wanderten wir vorbei. Mittag war vorüber, die Sonne brütete heißen Duft aus den Gesträuchen und wir wurden müde. Nun ruhten wir unter den kühlenden Myrthenbüschen auf steinernen Stufen und das Mädchen erzählte leiser ihre ernsthaften alten Geschichten. Aber nun sprach sie arabisch oder irgend eine andere vertraute Märchensprache, denn ich begriff Alles, was sie sagte. Verschleierte Prinzessinnen und schweigsame Hofdamen stiegen die rosenfarbigen Marmortreppen hinab und es folgten bewaffnete, weißdrapirte Neger. Turbanagraffen und Damascenerschwerter funkelten; erschreckt fuhren die verschlafenen Springbrunnen auf und die Felscascaden weinten ihre melodischen Thränen. Schmetterlinge taumelten durch die schwere Luft, rothe Blumen fielen von den Zweigen, die Erde duftete, — und hoch über unseren heiß athmenden Häuptern wiegte sich die Krone der Giralda im schwarzblauen Aether.



Juegos Floreales.

Von Alters her blühen in den spanischen Städten alljährliche Feste, Blumenspiele genannt und von schöngeistigen Akademien veranstaltet. Gedichte werden verlesen und lyrische Poeten von der neu erwählten Schönheitskönigin gekrönt. Don Ramon, der gleich vom Bahnhof zum Alkalden gefahren war, um, wie er sagte, seinem alten Freunde, dem Exminister, schnell die Hand zu schütteln, da dieser einen Aufschub nie verzeihen würde, — Don Ramon erklärte, man habe ihn nicht gehen lassen, ohne ihm die beiden letzten verfügbaren Theaterplätze für die Juegos floreales aufzunöthigen. Wie Dem auch sei: er hatte sie und es war hübsch von ihm, daß er mich einlud.

Es war vier Uhr nachmittags und lachendes Maiwetter. Das blaue Tageslicht, das durch die geöffneten Thüren des Hauses strömte, spottete über die abgenutzte Vergoldung und die rothen Lichterkronen und entschleierte den fadenscheinigen Coulissenkram auf der Bühne. Aber die Ränge und Logen hielten Stand: sie erstickten unter Laubgängen und Rosentuffs und glichen verliebten Lauben und Blumengängen. Die Szene war ein einziges blühendes Boskett von Kamelien, in dessen Mitte ein mit Purpur beschlagener Thronsessel sichtbar wurde. Und aus dem grünen Geäst der Balkone neigten sich, vom zarten Gewölk der Spitzenschleier umflossen, die herrlichsten Frauenköpfe hernieder. Nie habe ich schönere



Frauenköpfe gesehen! Es ist nicht die mädchenhafte Holdseligkeit unseres Himmelsstriches, die auch unvollkommenere Formen mit Lieblichkeit erfüllt, da sie gleichsam durchscheinend eine zarte und sanfte Seele enthüllt: was den Beschauer hier gefangen hält, ist ein Hauch antiker Schönheitvollendung, die den Leib verklärt und die Seele verbirgt, die nie anheimelt und rührt, sondern begeistert und entflammt.

Der erste Theil des Schauspiels ließ das dicht gefüllte Haus interesselos. Der Präsident des Ateneo hielt seine Rede und die Poeten betraten die Bühne, um ihre abgeschmackten Gedichte zu verlesen, die im Fächergeklapper und Geschwätz des Parterres verhallten. Dann wurde es still und alle Hälse reckten sich dem Mittelgang zu, wo Pagen und Blumen tragende Herolde der Blumenkönigin entgegenschritten. Noch bevor sie zurückkehrten, brach der Sturm los. Unter Fanfarenklang bewegte sich der Zug der Bühne zu, während das Haus von Beifall erzitterte. Hoch aufgerichtet schritt in der Mitte ein Mädchen, fast eine Frau, mit bleichen Zügen und leuchtenden Augen, während vier Pagen die schweren Atlasfalten ihrer weißen Schleppe hielten. Langsam ließ sie sich auf den Purpursessel nieder und senkte den Blick auf einen Strauß gelber Rosen, der auf ihren Knien lag.

Die Krönung der Dichter bestand, wenn ich nicht irre, in der Ueberreichung großer Pergamentrollen, mit denen sie selig abzogen. Zum



Schluß erschien ein abgeblühter Minister, um die Feier mit einer Rede abzuschließen, in der „die Schönheit des Landes", „das Alter unserer ehrwürdigen Akademie" und „die unaufhaltsame Entwickelung der Wissenschaft und Kunst" in stets erneuter Verschlingung fugenartig wiederkehrten. Dann strömte Alles ins Freie.

Schon zwei Stunden später war das Theater abermals festlich gefüllt. Diesmal erschienen die Frauen in großer Abendtoilette, mit Sternen und Brillanten besät. Eine dreifache Guirlande der leuchtendsten Schultern überstrahlte den welkenden Blumenschmuck des Hauses. Es war eine Opernvorstellung und man konnte deutlich erkennen, daß das Personal eine Art von Lohengrin zu singen beabsichtigte. Inzwischen stand Don Ramon im Hintergrund unserer Loge und spann emsig die Fäden seiner Medisance durch alle Ränge des Theaters. Während er seine liebenswürdig boshaften Geschichten auskramte, zog sich von Loge zu Loge ein unsichtbares Spinnweb von galanten Kabalen und Intriguen; die Señora zur Rechten und der Caballero gegenüber, der Señor im Orchester und die Señorita im Proszenium —: um Alle schlangen sich geheimnißvoll magische Ketten. Das Haus war eine große Liebesbörse. Von allen Seiten vernahm man Flüstern und heimliches Fächerspiel; es glitzerten die Diamanten, die Violinen girrten und die sterbenden Blumen verhauchten ihre letzten Düfte.



Wir verließen das Schauspiel früh. Die Herren verabredeten noch irgend ein verschwiegenes Fest, aber ich eilte nach Hause, denn die blonde May reiste am nächsten Morgen früh mit ihrer umständlichen Herrschaft nach Gibraltar.

Bei dieser Gelegenheit muß ich gegen das sonst vortreffliche Hotel de Madrid die Beschwerde erheben, daß nachts punkt ein Uhr in brutalster Weise das elektrische Licht verlöscht. In einem winkligen Gebäude entstehen dadurch leicht allerlei Verlegenheiten; auch ist es nicht Jedem gegeben, sich im Dunklen anzukleiden oder gar in einem fremden Zimmer seine Stiefel zu suchen und bis zur eigenen Thür durch allerlei Corridore sich durchzutappen.

Aus Carmen wissen wir, daß Sevilla die Stadt der Tänze ist. Da man diese aber auf der Straße oder in den Schänken nicht mehr beobachten kann, so folgt man dem Rath des Hotelportiers und begiebt sich in ein hierfür bestimmtes Lokal.

Wir befinden uns in einem halbdunklen Raum mit hölzernen Tischen und Bänken und erblicken weit hinten im Cigarrenqualm eine kleine, hell erleuchtete Bühne. Im Halbkreis kauern Männer und Frauen, machen Musik und klatschen in die Hände; in der Mitte steht eine Señorita und



tanzt. Sie ist roth und weiß angestrichen und hat schwarze Linien um die Augen, die sich wie lange Schmarren fast bis an die Ohren ziehen. Der Tanz ist nicht eigentlich unpassend, aber in hohem Maße, sagen wir: suggestiv und, so weit man von der Unerfreulichkeit der Tänzerinnen absehen kann, nicht ohne Reiz. Mit leichten Bewegungen, fast diskreten Geberden und zögernden kleinen Schritten verkünden diese erfahrenen Frauen ein erschöpfendes Kompendium der gesammten Liebeswissenschaften mit allen Lesarten, Anmerkungen und Varianten. Ich erinnere mich an eine sonderbare Pose, die mit Beifall begrüßt wurde: die jüngste der Darstellerinnen, eine volle Brünette in weißem Kleid, hatte gegen Schluß ihre Kundgebungen zu einiger Leidenschaftlichkeit gesteigert; plötzlich stand sie wie in Erstarrung still, beugte den Oberkörper hintenüber und führte die beiden aneinandergepreßten Handrücken von der Kehle abwärts bis zur Herzgrube, während sie die Lider langsam senkte.

Etwa eine halbe Stunde lang ertrug ich den Kunstgenuß. Dann stieg von den Damen eine in den Zuschauerraum herab, — mit der Absicht, aus meinem Glas Manzanilla zu trinken. Das hatte ich genug.



Eine schwere Sorge, meine allerschönste Leserin, belastet mein Herz. In meinem ersten Kapitel,*) das Sie vielleicht nicht gelesen haben und das besser war als dieses (ich war damals jünger, jetzt bin ich erfahrener), in meinem ersten Kapitel habe ich von der sommerlichen Erholung, deren Sie so sehr bedürfen, nicht mit gebührendem Ernst gesprochen. Ist dies Unrecht gesühnt, wenn ich mich bemühe, mit männlich unbeholfener Feder Ihnen das Kostüm der Andalusierin zu zeichnen?

Gewiß lieben Sie Maskenfeste. Und wenn Sie in die Lage kommen, pflegen Sie sich in das große Institut in der Friedrichstraße zu begeben, — nicht da, wo man dekorative Abendgäste verleiht, sondern nebenan — und die „Zigeunerin" oder die „Spanierin" zu verlangen. Die Spanierin ist auf gelber Seide und mit schwarzem Netzwerk verziert nebst goldenen Borten und Klunkern, „gleichzeitig nobel und apart", wie der Ladenbesitzer sagt. Damit verglichen, ist die Tracht der Sevillanerin einfach und unscheinbar. Das lange Gewand, das aus einem Stück besteht, ist hell, blaßroth oder weiß und fast ohne Schmuck. Die Schultern verhüllt nach altmodischer Art ein faltenreicher schwefelgelber Shawl, lang gefranst und mit rosenrothen Blumen und grünen Blättern bedruckt. Die Haare

*) Die erste Hälfte dieses Aufsatzes erschien im Januar, die zweite im Mai 1898.



sind hoch aufgethürmt und mit einem kunstvollen Kamm gekrönt. Die tausend Arten zu beschreiben, wie von diesem Gipfel die Spitzencascade der Mantilla hernieder geleitet wird, erfordert eine Abhandlung in drei Büchern zu dreihundertfünfundsechszig Abschnitten. Nur so viel wage ich zu bemerken, daß ich einige davon praktisch zu erlernen bestrebt war und mich glücklich schätzen würde, wollten Sie, meine Gnädige, mir gestatten, Ihnen meine Dienste anzubieten. Daß die Mantilla mit Blumen geheftet ist, versteht sich von selbst. Niemals verzichtet die Sevillanerin auf diesen fröhlichen Schmuck; tragen doch selbst die Dienerinnen, die man morgens knieend die steinernen Schwellen scheuern sieht, eine bunte Knospe im Haar. In der Rechten aber schillert das unentbehrlichste Kleinod aller spanischen Frauen, der beredte und niemals verstummende Fächer.

Cordova.

In dem Dome zu Cordova
Stehen Säulen dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Riesensäulen
Tragen die gewaltige Kuppel ....

Das klingt schön und überzeugend. Aber wenn man die Sache genauer betrachtet, ergiebt sich, daß an den dreizehnhundert Riesensäulen



ein halbes Tausend fehlt, daß sie außerdem kaum höher sind als eine gewöhnliche Straßenlaterne, daß die gewaltige Kuppel überhaupt nicht vorhanden ist, und daß die Stadt Cordova seit ihrer Gründung den Ton auf der vordersten Silbe trägt.

Einst hatte Cordova mehr als eine Million Einwohner, war königliche Residenz und Sitz aller morgen- und abendländischen Weisheit, eine Stadt der Intelligenz, ein maurisches Berlin. Aber bald zerfiel alle Herrlichkeit, und wie es in großen Universitätstädten dann geschieht, ward die Produktivität allmählich auf Leder beschränkt, das unter dem Namen Corduan in aller Welt geschätzt war. Auch die lederne Epoche ist jetzt vorbei; die Stadt hat sich mit einem trübseligen Rest von 30000 Einwohnern zur Ruhe gesetzt und erfreut sich in kindischer Greisenhaftigkeit an einem neuangelegten öden Boulevard und etlichen Kaffeehäusern. Betrübend ist es, sich durch die leeren Gassen zu winden, in denen kein Stein an die große Vergangenheit zu erinnern wagt; und unerwartend, fast erschreckt sieht man die steilen Mauern der Mesquita sich erheben, die einst nächst der Kaaba die mächtigste aller Moscheen war. Diese Mauern, starr wie Festungwälle, umwehren das ganze Heiligthum, Vorhof wie Tempel. Man durchschreitet bedächtig den Orangenhof und tritt durch ein stolzes Portal in das Dunkel des geweihten Hauses. Weder himmelstrebende Pfeiler, noch schwebende



Wölbungen ziehen hier das Auge empor und zerknirschen den Geist in dem Gefühl seiner Nichtigkeit: hier haust die Gottheit im schattigsten Palmenhain, wie zur Zeit der alten östlichen Hirtenvölker. Der Blick verliert sich in stillen Gängen, im Wald der steinernen Säulenstämme, und der Geist fühlt sich beruhigt, befreit und geborgen. Waren doch auch die alten Griechentempel nicht Andacht- und Bethäuser der Menschen, sondern irdische Wohnungen des Gottes, die der Gast heiteren Sinnes, ein Geschenk in der Hand und eine Bitte auf den Lippen, betrat.

Ich freute mich der Ruhe des Tempels bis zum späten Abend und kehrte dann erst, resignirt, in den leeren Gasthof zurück. Die Nacht war schlecht. Mir träumte, es seien zwölfhundert Jahre verflossen und ich machte meiner Vaterstadt Berlin einen neugierigen Fremdenbesuch. Ach, auch diese schöne Stadt hatte die Zeit des Leders längst hinter sich und fristete ihr Leben als müder Provinzialflecken. Mit einem Führer, der sich rühmte, der letzte wahre Nachkomme der alten Berliner zu sein, ging ich am trüben Tage aufs Feld, um alte Ueberreste zu suchen, etwa die Trümmer des Brandenburger Thores, der Neuen Wache oder der Grenadierkaserne. Wir entdeckten nur die Umfassungmauern des Polizeigebäudes, die aus sumpfigem Grunde hervorragten; an der Stelle der alten Börse führte mein Begleiter mich in weitem Umkreise vorüber, weil, wie er sagte, es dort noch zu unsicher sei.



Zwischen den Pfeilern des Opernhauses hüpfte eine magere Ziegenherde, und wo in der Behrenstraße die stolzen Bankpaläste geprangt hatten, wucherte jetzt nichts Anderes mehr als röthliches Haidekraut. Auf dem Rückwege erblickten wir eine Reihe zerbrochener Kirchenpfeiler, auf denen ein schwärzliches Gesindel von Dohlen und Elstern nistete. Mein Führer glaubte, Das sei ein Tempel gewesen, in dem die Frauen Erstlinge und Zehnten einem unbekannten Götzen darbrachten. „Mir scheint, es war der Laden von Wertheim," sagte ich. „Ja, so hieß wohl einer der Oberpriester," entgegnete er; „es war ein großer Mann und ein starker Wunderthäter und man sagt," fügte der letzte wahre Abkomme der alten Berliner mit selbstgefälligem Lächeln hinzu, „man sagt, er war Einer von unsere Leut'."

Lissabon.

Die vielgerühmte Schönheit von Neapel verstehe ich nicht. Ich hasse den knalligen Sonnenschein, der die Landschaft in ein schreiendes Mosaik von Gelb, Grün und Roth zerreißt. Ich mag nicht das Meer von Kupfervitriol, den Himmel von Ultramarin und den Boden von weißem Kalk; noch die Vegetation aus Coulissenpappe, die in unabänderlicher Halbtrauer, graugrün und



schwarz, das ganze Jahr durchsommert, nie alt, nie jung, allzeit trocken, staubig und steif. Es ist zu viel des Süßen und Guten, Himbeer und Schlagsahne, — c'est pour épater le bourgeois. Ich liebe das Leben der nordischen Natur: herzklopfendes Frühlingssprossen, duftende Sommerwiesen, purpurne Herbstwälder; ich liebe weißgeschürzte Wolken und rauschende Stürme und silbergraue Nebelluft. Wir Alle lieben diese Dinge und nichts danken wir dem Süden mehr, als daß er uns die Sehnsucht nach ihnen erweckt.

Wer nach Lissabon kommt, Der muß täglich mehrmals die Frage beantworten, ob er Neapel kenne. Mir wurde es niemals schwer, die gern gehörte Auskunft zu ertheilen, daß mir Lissabon schöner scheine. Es ist wahr, daß dem Bilde die stolz geschwungene Bergumrahmung fehlt. Auch das sensationelle Vesuvwölkchen wird vermißt; und noch mehr: ein schmaler Streifen Landes am Horizont verräth dem forschenden Auge, daß die riesige Wasserfläche des Hafens noch nicht dem Ozean angehört. Das sind Verstöße, die der Gründling im Parterre unseres Herrgotts nie übersieht. Und doch hat der hohe Autor mit fast ironischer Verschwendung seine Gaben so reich über dieses Land gestreut, daß die mageren Mittelmeerküsten dagegen erblassen. Es findet sich nicht der importirte Tropenstaat von Aloën, Palmen und Eukalypten, der die Riviera zu einem Aktienunternehmen herabwürdigt, sondern es herrscht die Natur eines bürgerlich gemäßigten



Himmelsstriches, aber diese bis an die Grenze des Wunderbaren gesteigert. Man hat das Gefühl, an den Pfeilern Europas zu stehen: noch ein paar Stunden weiter ins Weltmeer hinaus, und die flammenden Gefilde Persiens und Indiens müssen sich aufthun. Ich sah Gartenmauern, die von überhängenden Rosenbüschen bluteten, so daß kein grünes Blättchen zu erblicken war; ich sah in den Gärten Bäume und Sträucher, die solche Blüthenpackete trugen, daß sie die lächerlichen Schlußdekorationen unserer Ausstattungstücke glaubhaft zu machen vermochten; einmal ging ich hinter einem simplen Heuwagen her, der von blauen, rothen und gelben Blumen leuchtete wie ein einziges riesiges Staatsbouquet auf Rädern. Ja, es ist das übermüthigste, extravaganteste aller Paradiese: denn was hier herrscht, ist nicht das Unmögliche, das Ungeahnte, sondern die grenzenlose Uebertreibung des Alltäglichen und Bekannten.

So ist denn Uebertreibung und Sensationenlust auch das Merkmal der Bewohner. Lebensweise, Sprache, Kunst, Empfindung: Alles ist an diesem seltsam entlegenen Volke grotesk. Im Aeußeren der Menschen zeigt sich das verworrenste Bild unsinniger Blutmischung: Neger, Malayen, Mongolen haben in den allzu empfänglichen Stoff des alten Seefahrerstammes ihren verwegenen Stempel gedrückt. Und diese phantastischen Bastardschädel wissen sehr wohl, daß ihrem Genre von Schönheit nichts so herrlich zu Gesicht steht wie



schwarze Backenbärte und grünwollene Zipfelmützen. Ihre Häuser lieben sie mit buntglasirten Platten zu belegen, die an Kachelöfen erinnern. Der Marktplatz von Lissabon zeigt in schwarzweißem Mosaik ein riesiges Wellenmuster und ist daher nur seefesten Wanderern passirbar. Selbst die Architektur seriöser und nüchterner Gebäude ist launenhaft absurd; den Bahnhof betritt man durch riesige Hufeisenbögen, und die berühmte Kirche von Belèm erinnert an die Phantasiepaläste aus Zucker und Stärkemehl in den Schaufenstern der Konditoren.

Die Portugiesen leiden an der Sucht der großen Zahlen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was ihnen die Spanier nachsagen: daß sie ihre Kavallerie nach Pferdebeinen zählen. Bekannt ist, daß sie ihr Geld nach der Münzeinheit des Real rechnen, die weniger werth ist als ein halber Pfennig. Jeder Portugiese ist also Millionär und eine Gasthofzeche von zwanzigtausend Reis verliert bald ihren ersten Schrecken. In den Straßen werden nicht die Häuser numerirt, sondern die Thüren und Fenster; und ein Geschäftshaus, das auf seinem Briefpapier die stolze Wohnungsangabe führt „Rua da bella Rainha No. 409 bis 415", braucht zu seiner Legitimation nicht mehr als eine Front von sechs Fenstern.

Es ist im Lande der Theaterdekorationen ein Volk lustiger Komödianten.

Nirgends hat mich das Ansiedelungsvermögen der Engländer so sehr in Verwunderung gesetzt



wie in diesem abenteuerlichen Milieu. Es lag mir ob, einer Dame zur üblichen Nachmittagsstunde meine Aufwartung zu machen. Für wenige hundert Reis hatte ich ein paar Dutzend Rosen erstanden und freute mich darüber, daß ein Korb erforderlich war, um die Blumen, deren manche die Größe von Suppentellern hatten, transportabel zu machen.

Lady W. hatte ihren Salon im Avenidahotel in ein richtiges Drawing-Room verwandelt. Die Möbel waren schräg gestellt, auf den Sitzen blähten sich großgeblümte Liberty-Kissen, an den Wänden hingen Bilder in schmalen Holzrahmen, Bataillone von Photographien und Nippes füllten die Ständer, und auf dem Kamin prangten dickbäuchige gelbe und blaue Poterien. Mir kam es vor, als sei selbst der echte Londoner Kohlen- und Rauchgeruch in der faden Mischung mit Lavendelsalz mittels eigenartiger Transportvorrichtungen direkt bezogen. Die Dame des Hauses erhob sich von ihrem Theetisch aus Tottenham Court Road und stellte mich zwei älteren automatischen Ladys vor, die, hoch aufgerichtet und bis zum Halse in ihre dunklen Besuchsmäntel eingeheftet, saßen und in der erstickenden Nachmittagshitze Thee tranken. Im Augenblick waren meine Rosen in eine endlose Zahl kleiner Vasen vertheilt und von den widerlichen Halbtönen der Draperien verschlungen und die Unterhaltung nahm ihren Fortgang, — über die englische Kirche, den Clergyman, mildthätige



Werke, Bazars und Kolonien. Während durch die offenen Fenster der Lärm und die Sommerluft der phantastischen Stadt hereindrang, hatte ich das Gefühl, als ob der gelbe Londoner Nebel und der fettige Staub des West-End sich in allen Poren meiner Haut festsetzte.

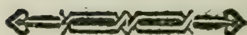


Das seltsamste Schloß, das ich erblickte, ist Cintra. Wenige Meilen von Lissabon, auf hohem Bergesgipfel, reckt es seine märchenhaften Thürme und Kuppeln und Zinken in die Abendluft. Welch sinnverwirrender Traum, wenn man in den Bannkreis der Höfe und Felsengänge tritt! Portale aus kugeligen Steinen, wie Bombenhaufen gestaltet, Erker wie Schlangenknäule geformt, Säulen, die sich winden, verzwirnen und biegen, Thüren wie aufgerissene Fratzenmäuler — eine Symphonie der bizarrsten ungeheuerlichsten Dissonanzen und doch in malerischer Wirkung ein unvergeßliches Bild. Von den Säulenhallen und Mauerzinnen senkt sich der Blick auf rothblühende Kamelienwälder, über die sich die langen Wellen des Abendlichts purpurn ergießen. In den Tiefen der Thäler wogt der warme Athem ewig quellenden Lebens und bläulich zarte Streifen am Horizont erwecken die Ahnung des unermeßlichen Weltmeeres.

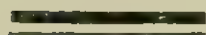


Ja, trotz Allem ist die portugiesische Küste ein neidenswerthes Erdenland. Sie liegt zwischen dem sechsunddreißigsten und dem dreiundvierzigsten Grade nördlicher Breite, hat eine mittlere Jahrestemperatur von sechzehn Grad Celsius und ist sechzig Eisenbahnstunden von Berlin entfernt

1898.



Ignorabimus.





Wenn es wahr ist, daß geistige und politische Größe nicht gleichzeitig einer Nation beschieden sind, so ist der Tiefpunkt unserer Geisteskultur zur Zeit der letzten Kriege genugsam erklärt. Die Generation um 1870, Söhne romantischer Neuerer und bürgerlicher Revolutionäre, hatte das seltene Glück, in allen großen Fragen des Lebens mit den Vätern zu harmoniren; ein auskömmliches geistiges Erbe wurde in Behaglichkeit aufgezehrt. Von der Redelust der Märzzeit und der Theatersucht der Restaurationepoche halbwegs geheilt, saßen die Gebildeten — niemals stand dieser Begriff so sehr in Ehren — in Lesezimmern und Konditoreien und ergötzten sich an Napoleons Neujahrsreden, Auerbachs Romanen und an Eisenbahnkursen, bis plötzlich Kriegsfanfaren ertönten, und man auf die Straße treten mußte, um den abziehenden Kriegern die Hände zu schütteln und ihnen bewegte Worte nachzurufen. Dreimal in einem Jahrzehnt erhob die Furie das Haupt; und als bei der dritten Heimkehr die Sieger nebst ihren erbeuteten Bannern und Kanonen das neue Reich und die Kaiserkrone mit ins Land brachten, wußten die Zurückgebliebenen sich kaum zu fassen. Ein Theil verleugnete früheres Fühlen und huldigte den Mächten des Militärstaates, Andere verschmerzten es nicht, daß, statt



des Bürgers von 1848, der Soldat und der Machthaber triumphirte, und begaben sich mürrisch und nörgelnd in die Fronde. Der Taumel der Gründertage brach herein, und die Zeit von Deutschlands größter Glorie hat sich kein anderes Denkmal gesetzt als ein Kriegslied.

Diese Zeit erlebte mehr als andere Ebben geistigen Lebens einen unabsehbaren Triumphzug der experimentellen Forschung. Die Wissenschaft als Nationaleigenthum hatte aufgehört; die Welt der Gelehrten hatte sich zur Volksverbrüderung vereinigt. Der schwedische Forscher warf dem französischen Freunde den angefangenen Faden zu; in den Blättern der Fachzeitschriften huschte jeder neue Gedanke durch die kultivirte Welt, und die Entdeckung, die im Heidelberger Laboratorium gemacht war, wurde, noch bevor Schmelztiegel und Retorte erkalteten, vom Katheder der Berliner, der Pariser Akademie und der Royal Society verkündet. Räthsel auf Räthsel der sichtbaren Welt löste sich auf, und jedesmal erschien, was der sinkende Schleier enthüllte, klar, einfach und selbstverständlich. Der Materialismus hob sein Haupt. Mit zudringlichen Fäusten, mit Hebeln und mit Schrauben nahte er sich den Thoren des Uebersinnlichen und wähnte den Augenblick gekommen, das Wesen der Schöpfung als einer zerlegten Maschine mit den Augen des Meisters zu überschauen.

In diesen Zeitläuften erschien und erregte ungemessenes Aufsehen eine Schrift: Du Bois-



Reymonds „Ueber die Grenzen des Naturerkennens." Ungleich seinem Freunde und Nachbarn, Helmholtz, der als größter produktiver Forscher unserer Zeit mit dem Strahl des Gedankens immer neue Gebiete des Wissens aus dem Dunkel hob, war Du Bois Gelehrter im Sinne der Renaissance, ein Humanist und Polyhistor, der das wissenschaftliche Erkennen seiner Epoche wie in einem Brennpunkte vereinigte. Niemand war so wie er geeignet, bei allen bedeutsamen Wendepunkten das Facit der Bestrebungen zu ziehen und der Welt vorzuhalten.

In der Frage nach dem Wesen der Kraft, der Materie und des Denkens und nach ihrem Zusammenhang lautete sein strenges Verdikt: „Ignorabimus!" In immer erneuten Wendungen und mit schillerndem Reichthum an Bildern und Gleichnissen hatte er zunächst nachgewiesen, was uns heute so gewiß erscheint: daß das Problem des Zusammenhanges von Denken und Erscheinung sich nicht aus der Betrachtung von Bewegungen und Kräften lösen lasse; dann hatte er dies Problem, dem die Naturerkenntniß, die physikalisch-mathematische Methode, hilflos gegenüberstand, für schlechthin und in alle Zeiten unlösbar erklärt. Es mag sein, daß dies Verdammungsurtheil, verkündet von dem berufenen Fürsprecher der Naturwissenschaft selbst, etwas beigetragen hat, den Materialismus bescheidener zu stimmen. Doch durfte nun auch die physikalisch positive Schule sich ihres gesicherten absoluten Monopols an



Erkenntniß rühmen und auf alle spekulativen Strebungen, die endgiltig aus dem Bereich wissenschaftlichen Beginnens ausgestoßen schienen, mit überlegenem Bewußtsein herabblicken. Das metaphysische Denken war bald, und nicht allein für den Naturforscher, dem Du Bois noch gestattet hatte, eine Meinung über solche Dinge sich zu bilden, eine Art Pudendum geworden, eine Sache, bei der man sich nicht gern ertappen ließ.

Die große Zeit der Naturforschung neigt sich zum Horizont. An Experimenten und technischen Anwendungen hat die Welt sich gesättigt und neue Interessen dringen hervor. Und wie der Seefahrer seinen Blick auf die unwandelbaren Gestirne richtet, um seines nächtlichen Kurses sich zu versichern, so darf heute der Versuch gewagt werden, das Wegelement der Zeitenbewegung durch erneutes Visiren nach einem der Fixpunkte der großen Weltfragen zu bestimmen, selbst auf die Gefahr, daß dieses Stücklein Weg als ein Cirkelbogen erscheint. Gleicht doch alles geistige Fortschreiten dem Entrollen einer spiralen Linie, bei der jeder volle Umlauf einen — wenn auch noch so kleinen — Schritt weiter vom Ausgangspunkte fördert. Wenn es mir gelingt, zu so gearteter Prüfung den Leser anzuregen, so ist mein Ziel erreicht; und eine Vermessenheit gegen die Manen des großen Akademikers wird es wohl nicht bedeuten, wenn nach einem Menschenalter die Frage der Erkenntniß abermals erhoben wird.



Ein Problem, dem die Naturerkenntniß oder, genauer, die Naturwissenschaft (denn von dieser wird eigentlich ausschließlich gehandelt), nicht gewachsen ist, muß zu ewigem Dunkel verurtheilt sein, denn es giebt keine Erkenntniß außer der naturwissenschaftlichen. Das ist das Endergebniß der Deduktion Du Bois-Reymonds. Aber ist es denn unzweifelhaft, daß wir nichts wissen können, als was die Wissenschaft der Handgreiflichkeiten uns lehrt? Ist nicht am Ende Naturwissenschaft selbst eine getrübte Quelle, die schon manches fragwürdige Gelände durchlaufen hat und zuletzt aus einem Sumpf entspringt? Ist sie nicht etwa, genau betrachtet, eine Erkenntniß aus zweiter Hand?

Zunächst ist gewiß: Befriedigung unseres tiefsten Dranges nach Erkenntniß giebt uns Naturkenntniß nicht. Auf der Kenntniß der einzelnen Naturvorgänge beruht unsere Lebensführung, — weiter nichts. Mancherlei Einzeldisziplinen verdanken wir ihr, mancherlei Behaglichkeiten des materiellen Lebens und die anscheinende Möglichkeit, ohne absehbare Gefahr an der Uebervölkerung der Erde weiterzuarbeiten. Einen einheitlichen Begriff der Welt gab sie uns nie, nie eine Richtschnur unseres geistigen Handelns, nie eine glaubhafte Ethik und am Wenigsten Das, wonach wir Alle dürsten: ein absolutes Ziel des Daseins. Ihr weitester Ausblick, die Lehre der Weltkörper, zeigt uns ein komplizirtes Rechenexempel; und ihre gangbarste Straße, der Begriff



der Entwickelung, läßt sich nur ein kurzes Stück — und nur rückwärts — verfolgen. Die Frage nach dem Anfang der Dinge beantwortet sie mit nebelhaften Ausflüchten, und als letztes Ende zeigt sie uns einen zerfahrenen Haufen eisiger Atome. Das ist nicht zu verwundern, denn die Wissenschaften können nur schematisiren, zertheilen und zersetzen. Als erklärt gilt ihnen eine Erscheinung, wenn sie als Spezialfall einer anderen, angeblich begreiflicheren, in Wirklichkeit landläufigeren Erscheinung erkannt ist. Der Schall ist erklärt als periodisch wechselnder Luftdruck, als ein Bewegungsphänomen der Luftmoleküle; die Verbrennung ist erklärt als eine Sauerstoffreaktion, diese als eine molekulare Attraktionserscheinung, — und so weiter, mit namhaften Zahlenbelegen, Gesetzesrelationen, Maßbestimmungen, — aber keineswegs in infinitum. Die vorletzte Etappe aller Erklärung ist stets das Gebiet der „Kraft" und der „Materie"; die allerletzte Grenze aber, die jedesmal erreicht, nie überschritten wird, das Atom und die Bewegung. (Diese beiden Begriffe nämlich erscheinen faßbarer als Stoff und Kraft, weil im homogenen „Stoff", der keine beweglichen Einzeltheile aufweist, daher auch keine inneren Verschiebungen und Spannungen gestattet, die Fortpflanzung einer Wirkung undenkbar scheint und weil gar erst die „Kraft", ein Etwas, das, raumlos und ungreifbar, aber mit Quantität und Richtung begabt, in der Materie sitzt, lauernd, bis sich eine Gelegenheit findet, sie in Bewegung zu



setzen, als das geheimnißvollste aller Dinge sich entpuppt. Daher als letzte Zuflucht die Erschaffung des Massenpunktes und seiner Bewegung: denn daß diese kleinen Wesen Etwas ausrichten können, wenn sie durcheinanderfahren und zusammenprallen, scheint plausibel; und das Gesetz der Trägheit, das sie auf dem Buckel tragen — wenn nicht gar das von der Erhaltung der Energie —, nimmt man wohl oder übel in den Kauf.) So haben denn seit des Demokritos Zeiten alle Wege der Naturerklärung offen oder versteckt in diesen Gemeinplatz der Atomistik gemündet. Hier sind den Rittern der Naturphilosophie die Rüstzeuge gegeben, dazu die Freiheit, jedes Atom erster Ordnung in eine Welt von Atomen niederer Ordnung zu zerspalten und eben so natürlich auch alle sichtbaren Welten zu einem Atom unendlich größerer Welten zusammenzufassen—denn wozu wäre sonst der „zureichende Grund" da? —; nun lasset die Massenelemente tummeln und springen, stoßen und rotiren: aus ihren Wirbeln formt Materie, aus ihrem Hagel Kräfte; schonet keinen Aether erster, zweiter und dritter Qualität, — dann habt Ihr die greifbare Welt erklärt und den Drang nach Naturerkenntniß gestillt. Das Leben der Organismen ist dann in eine Kette chemischer und kapillarer Vorgänge aufgelöst, die wieder in mechanische Rechenaufgaben verwandelt sind; die Elektrizität ist eine Rotationsbewegung kleinster Theile, die Schwere eine Trommelwirkung der Aetherelemente, das



Weltall löst sich in einen sinnlosen, aber berechenbaren Schwall feinster Stäubchen, — ach, nicht mehr allein der Hülle, nein, auch der Haut und des Fleisches beraubt, stehen die Naturgötter in der Sonne, verlegene und armselige Skelette, und der laplacische Geist hält seine Heerschau.

Kommt es einstmals dahin, daß die atomistische Zergliederung der Naturvorgänge widerspruchsfrei und lückenlos vollendet ist, so wird sich im Laufe der Welt nichts ändern. Nur auf den Tischen der Bücherverkäufer und zwischen den Regalen der Bibliotheken wird ein dickleibiger Band sich finden: „Die mechanische Theorie der Naturerscheinungen", ein gedruckter Baum der Erkenntniß mit trockenen Blättern und holzigen Früchten. Freilich werden die Fachgelehrten bei Lampenlicht die verschlungenen Integrale dieses Folianten zu entziffern suchen, aber die Kinder des Tages werden keine Zeit haben, seine Siegel zu lösen, so wenig wie sie einst die Beweise eines Newton oder Gauß zu prüfen Lust hatten. Denn der neuen Lehre wird der schwerste aller literarischen Fehler anhaften: nicht interessant zu sein. Von den großen Fragen, die jetzt und in Zukunft die Welt bewegen, von menschlichen, sittlichen, ökonomischen, gesellschaftlichen und nationalen Dingen, enthält sie kein Wort, noch weniger vom Wesen der Materie, des Geistes und ihrem Zusammenhang. Denn für deren letzte Einheiten giebt es auf materiellem Gebiet keinen gemeinsam übergeordneten Begriff, dessen die „Erklärung"



bedarf. Mit einem Wort: die mechanische Naturlehre mag unser Wissen erweitern: unsere Einsicht in das Wesen der Welt vertieft sie nicht.

Die reine Naturerkenntniß befriedigt nicht. Daß sie noch weniger das Recht hat, als alleinige, objektive und absolute Erkenntniß sich zu geberden: ein paar abstrakte Schuldeduktionen würden genügen, darauf hinzuweisen. Es sei mir aber das Vergnügen freundlichst gestattet, ausführlicher zu sein und nach Chronistenart mit Adam anzufangen.

Wenn wir unseren Hausrath mustern und ordnen wollen, so brauchen wir die warmen Stuben nicht zu verlassen; handelt sichs aber darum, den Grundriß und die Grenzen unseres Hauses aufzunehmen, so müssen wir uns ins Freie bequemen, ob uns auch der Wind um die Ohren bläst. So mögen wir die Inventarien der Naturerkenntniß und der Lebenserfahrung ordnen, registriren und umstellen, ohne uns nur einen Augenblick um ihre Herkunft, Realität und Werthe zu kümmern, vorausgesetzt nur, daß sie unter einander stimmen; und wirklich, selten genug fällt es uns ein, diese Prüfung vorzunehmen, denn es ist uns sehr gleichgiltig und ändert an unserem Handeln nichts, welchen Grad von Realität der Boden besitzt, den wir unter



unseren Füßen, und das Brot, das wir zwischen unseren Lippen spüren: es genügt, wenn wir uns genährt und gefestigt fühlen. Der Zusammenhang der Dinge bleibt gleich, ob wir um sie die Klammer der Realität oder der Irrealität spannen. Anders ist es, wenn wir ihren Grenzen nachgehen, gleichviel, ob den Unendlichkeitswerthen nach Zeit und Raum oder den Wissensabgrenzungen der Materie und ihrer Veränderungen: hier zählt nicht nur das Bild, sondern auch der Rahmen mit. Vergessen wir Das, so begegnet uns, was man bei den blanken Glaskugeln in altmodischen Gärten beobachtet: die Mitte zeigt uns leidlich die Gegend, wie sie ist, ringsum verzerrt sich Alles zu phantastischen Gebilden. Betrachten wir aber einmal das Schauspiel der Naturerscheinungen nicht als Handlung, sondern als Veranstaltung, so ist es mit der Erstgeburt der Naturerkenntniß vorbei.

Die alten Gnostiker sagten: nicht Gott habe den ersten Menschen und die Welt erschaffen, sondern der Demiurgos. Sie hätten besser gethan, einen Schritt weiter zu gehen und zu lehren: Adam habe zuerst die Welt, dann Gott und den Demiurgos erschaffen.

War der erste Mensch ungeboren dem Staube entstiegen, so fand er sich von keiner Welt umgeben. Nur in sich selbst empfand er den ungestümen, stets erneuten Strom der Sinneserregungen, die wir heute Empfindungen des Lichtes, Schalles, des Tastgefühles nennen;



Ursachen dieser Empfindungen, „Dinge", existirten ihm nicht. Welch namenloses Ringen, bis die Lichtflecke auf der Netzhaut sich in Farben sonderten, bis der Zusammenhang des Wechsels der Lichtbilder mit dem Eigengefühl der Glieder richtig erkannt war! Ein grüner Lichtfleck erscheint; er wächst nach allen Seiten, schon umfaßt er das Gesichtsfeld. Ein Rauschen wird hörbar, Kühle und Duft verbreiten sich, — da, plötzlich, eine schmerzhafte Erschütterung (vulgo: Zusammenstoß) und das Phänomen bleibt als „Baum" in der Erinnerung haften. Langsamer, als dieses triviale und nicht ganz korrekte Bild vorgiebt, und Stück für Stück wurden die Sinnesempfindungen zusammengestimmt. Aus dem Zusammenklingen von Licht- und Tastgefühl entsteht die Vorstellung der Körperlichkeit, aus dem mählichen Wechsel der Bilder der Begriff der Bewegung, aus dem Erinnerungsbilde, verglichen mit dem gegenwärtigen Eindruck, das Gefühl der Zeit. Ein wunderbarer Vorgang vollzieht sich: die Eindrücke, ins Leere hinausprojizirt, verdichten sich zu „Dingen" und lassen eine „Welt" entstehen. „Und er gab einem jeglichen Ding seinen Namen."

Der Sinn dieser Darstellung bleibt unverändert, gleichviel, ob ein „erster Mensch" oder ob alle organisirte Kreatur bis hinab zu den ursprünglichsten Gebilden dies Schöpfungswerk gezeitigt hat; haben wir doch Alle, Jeder für sich, einen Theil davon durchlaufen müssen. Die



Welt der Sinne und alle ihre Begriffe sammt allen Atomen und Bewegungsformen, in die man uns sie zersplittern lehrt, sie sind und bleiben nichts Anderes als das Abbild, das Symbol, die Verkörperung und das Gleichniß des Ersten, Ursprünglichen, Unfaßbaren: des Empfindens. Ja, wir haben, genau genommen, nicht einmal das Recht, anzunehmen, daß ein „Objekt", ein „Ding an sich", als Ursache dahinterstecke, denn die Kausalität ist nur eine Kontinuitätformel der Erscheinungen unter einander. So wenig, wie aus dem Anblick eines Stückes Metall der Prozeß seiner Gewinnung oder aus einer geträumten Landschaft der Vorgang des Träumens sich erkennen läßt, eben so wenig läßt sich aus Welt und Natur, als dem Geschaffenen, der Akt des Denkens, als der Schöpfung, konstruiren.

Die scheinbar harmlos naturwissenschaftliche Frage: „Wie kommt es, daß ein paar Atome Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Phosphor, seit unvordenklichen Zeiten in alle Himmelsgegenden versprengt, nun durch Zufall in einer Gehirnmasse vereinigt, sich in geistigen Konnex setzen und zu denken beginnen?" — diese Frage erweist sich als sinnlos und falsch gestellt. Sprechen wir sie in der rechtmäßigen Fassung aus: „Wie komme ich zu der Vorstellung vom Stoff und von Stoffatomen und was liegt dieser Vorstellung zu Grunde?" so erkennen wir, daß das Gebiet der Naturwissenschaft weit hinter



uns liegt: wir stehen auf eisigem Hochgebirg der Metaphysik und der tiefste Abgrund des Denkens thut sich auf.

Aber wenn wir uns eingestehen, daß die Naturerkenntniß, an Befriedigung arm und mannigfach bedingt, nicht Das ist, was sie vorgiebt: primäre Erkenntniß; daß sie die letzten Fragen des Denkens einfach deshalb nicht beantworten kann, weil diese ihr nicht zugemuthet werden dürfen, — kann etwa die ursprüngliche Betrachtung, die Betrachtung des Ich, meiner Empfindung, meiner Gedanken, meiner Wünsche und Ziele der Aufgabe besser genügen und auch nur um Haaresbreite der Wahrheit näher führen?



„Was ist Wahrheit?" fragte Pontius Pilatus; aber Jesus schwieg. Und noch heute wissen wir nicht genau, was Wahrheit eigentlich ist.

Der Satz zweimal zwei gleich vier oder A gleich A ist sicherlich wahr und höchst beachtenswerth; aber er ist nur ein Werkzeug praktischer Erkenntniß, nicht Erkenntniß der Dinge selbst. Auch die gesammte Logik und die reine Mathematik enthalten nur formale Wahrheiten, nicht Welterkenntniß; und die Philosophen, die aus solcherlei Identitäten ein System der Welt zu erbauen glaubten, gleichen Leuten, die Thaler in Markstücke, Markstücke in Pfennige und Pfennige in



Doppelkronen umwechseln und sich dabei schließlich einen Profit versprechen. Es kann ja wohl einmal gelingen, aber auch unter Geschäftsleuten gilt Das nicht als Tüchtigkeit.

Schwankender ist schon die Wahrheit aller „historischen" Sätze, — wenn es gestattet ist, unter dieser Bezeichnung alle Spezialerfahrungen geschichtlicher, naturgeschichtlicher, geographischer, philologischer Art, kurz, alle Einzelurtheile zusammenfassen, die auf Beobachtung und Ueberlieferung beruhen. Von einer „Wahrheit" im absoluten Sinn läßt sich hier gar nicht mehr sprechen, als von einer vollkommenen Uebereinstimmung zwischen Vorstellung und Objekt, denn vom Objekt wissen wir nichts; wir begnügen uns daher, einen Satz dann als wahr zu bezeichnen, wenn möglichst viele Handlungen, die wir darauf gründen, uns zu Erscheinungen führen, die mit der Erwartung übereinstimmen, hingegen entstehende Widersprüche möglichst unerheblich erscheinen; oder, deutsch gesprochen, wenn die Proben aufs Exempel stimmen und die Zweifel beseitigt sind. So zum Beispiel betrachte ich den Satz, daß ein bestimmtes Geldstück vollwichtig sei, als wahr, wenn ich es auf eine Wagschale gelegt, die Gewichte aufgesetzt habe und nun das Zünglein die erwartete Erscheinung zeigt: daß es nämlich auf den Nullpunkt sich einstellt. Hierbei habe ich mich mit den Widersprüchen abzufinden gehabt, die in der nicht unbegrenzten Genauigkeit des Instrumentes, in



einem Versehen, falschen Gewichten u. s. w. liegen können. Dadurch, daß beständig neue Widersprüche entstehen, die ins Unendliche neue Kontrolen erforderlich machen würden, dadurch ferner, daß die Bestätigungen ihrer Zahl nach nicht unbeschränkt sind, wird erwiesen, daß selbst dieser engere Wahrheitbegriff kein absoluter, sondern ein subjektiver ist. Freilich wird es überaus viele Fälle geben, wo wegen gewisser Analogieerfahrungen eine Probe im strengeren Sinne überflüssig erscheint. Finde ich in einer Generalstabskarte einen Ort als zur Provinz Sachsen gehörig verzeichnet, so laufe ich nicht erst zum Eisenbahnschalter, um zu erproben, ob nach so und so vielen Stunden Fahrt der erwartete Kirchthurm zur Erscheinung wird: während hinwiederum ein hervorragender Gelehrter Jahre seines Lebens daran setzen muß, um einen See im Inneren von Tibet, den er auf chinesischen Karten des achtzehnten Jahrhunderts findet, mit eigenen Augen zu erblicken. Aber im Allgemeinen ist bei diesen im weiteren Sinne „historischen“ Einzelurtheilen die Zahl der möglichen Bestätigungsexperimente so groß, daß das in letzter Linie stets willkürliche Moment der Beurtheilung dadurch in unserem Bewußtsein überschattet wird.

Der wissenschaftliche Werth aller Spezialurtheile mag noch so wichtig sein: ihr Erkenntnißwerth ist gering. Und je mehr wir den Gebieten wirklicher Erkenntniß nahen, um so mehr verschwimmt der Begriff der „Wahrheit“



im Nebel. Von den Gesammturtheilen zunächst, den Gesetzen und Gesetzmäßigkeiten, gilt das eben Gesagte. Nur daß der Wahrheitbeweis dieser Erkenntnißelemente unendlich heikler und verwickelter ist. Denn hier soll glaubhaft gemacht werden, daß der behauptete Zusammenhang besteht, und in allen Fällen besteht, und daß das Gegentheil dieses Zusammenhanges nirgendwo besteht und nie bestanden hat. Schon hierdurch häufen sich die Widersprüche: noch mehr aber, weil jedes Einzelgesetz, allein für sich betrachtet, in seiner anscheinenden Kasuistik die Vernunft zur Widerrede reizt, so daß es um so viel mehr Interesse erweckt, als es paradoxer und herausfordernder auftritt. Und schon hier stellt es sich heraus, daß nicht sowohl die Zahl der Bestätigungen als die subjektive Bewerthung der Ausnahmen, Widersprüche und Inkongruenzen die Entscheidung über wahr und falsch herbeiführt. Ein einziger Thierschädel, der in einer gewissen Formation gefunden wird, kann ein hundertfach bestätigtes geologisches Gesetz über den Haufen stoßen und tausend weitere Bestätigungen von vorn herein werthlos machen. Auch kann eine einzige unwiderlegt widerspruchsvolle Schlußfolgerung den selben Satz dem deutschen Gelehrten unannehmbar machen, an dem der englische Kollege unbeanstandet Jahrzehnte lang festhält, bis eine neue Fassung erscheint, die Beiden Unrecht giebt; und hierin spricht sich abermals der stark persönliche Charakter dieser Wahrheiten aus.



Nun aber der eigentliche Born positiver Erkenntniß: die wissenschaftlichen Theorien, Erklärungen und Gesammtlehren. Hier gilt das Wort πάντα ῥεῖ: was gestern Irrthum war, ist heute Wahrheit, morgen Zweifel und übermorgen Lüge. Im halbfertigen Zustande heißen die Wahrheiten Hypothesen, und wann eine Hypothese zur richtigen Wahrheit wird, Das stellt, genau genommen, nur die Meinung der Fachgenossen durch Stimmenmehrheit fest.

Das Licht war zu Anfang ein unmittelbarer Ausfluß des göttlichen Wesens. Später wurde es zu einem Strom feinsten Fluidums, das von irdischen Körpern stammte. Eine Weile war es eine Wellenbewegung der kleinsten Theilchen eines eigens dazu beschafften Lichtäthers. Heute ist es eine periodisch oszilirende elektrische Erscheinung. Die epidemischen Krankheiten waren nach einander die Wirkung giftigen Windes, vergifteten Bodens und Brunnenwassers, neuerdings Zerstörungserscheinungen, veranlaßt durch kleine Organismen, jetzt wieder Vergiftung durch die Ausscheidungsprodukte der selben Mikroben. Ins Endlose lassen sich so die Schicksale der Wahrheiten verfolgen; eine jede zu ihrer Zeit hat das Weltbild vereinfacht, alte Erscheinungen erklärt, neue vorausgesagt und ist schließlich an diesem oder jenem Widerspruch zu Grunde gegangen, ungefähr wie die Ministerien parlamentarisch regierter Staaten gestürzt werden. Jede hat ihre Ehrenpension erhalten, manche ist wiedergekommen,



— und die bestehende hat Recht. Wie eine Kurve, die der Geometer gezeichnet und extrapolirt hat: mit großer Sorgfalt hat er zehn oder zwanzig gegebene Punkte durch eine kunstvoll geschwungene Linie verbunden und diese nach rechts und links im anscheinenden Sinne der Krümmung verlängert. Nun kommen neue Punkte hinzu: die einen fügen sich gefällig in das Bild ein, andere verlangen Aenderungen und zuletzt kommt einer, der die ganze Arbeit umstößt.

Noch immer wartet Pontius Pilatus auf Antwort, — denn es giebt gar keine Wahrheit. Es giebt Wahrheitwerthe — der Begriff der Wahrscheinlichkeit sagt etwas Anderes —, die sich messen und vergleichen lassen, aber keine Wahrheit. Das Kennzeichen der Wahrheitwerthe liegt in der Eigenschaft, die Vorstellung der Welt zu vereinfachen, ihr Maß und ihre Begrenzung in der Art der Widersprüche, die sie übrig lassen, und in deren stets subjektiver Bewerthung. Ermittelt werden die Widersprüche, indem man nach allen nur irgend möglichen Richtungen hin durch Gedanken und Handlungen aus dem zu Prüfenden Folgerung auf Folgerung zu ziehen sucht und diese mit den thatsächlich sich ergebenden Erscheinungen vergleicht. Diese Recherche ist ein erweiterter Begriff des wissenschaftlichen Experimentes, da sie die gedankenmäßige Prüfung und auch die vergleichende Anwendung anderer Wissensgebiete, zum Beispiel die historische Prüfung, mit umschließt;



sie mag deshalb als „Experiment im weiteren Sinne" bezeichnet werden.

Wenn nun die scheinbaren Grenzgebiete des Naturerkennens in Wirklichkeit metaphysischer Art sind: wo liegt dann im Bereich der Thatsächlichkeiten das „Experiment im weiteren Sinne?" Wie soll der irdische Apparat beschaffen sein, mit dem sich Geistiges, jenseits der Erfahrung Liegendes, wägen und messen läßt? Giebt es außerhalb der verstiegensten Ethik und der religiösen Schwärmerei einen Bezirk des Lebens, in dem aus transszendenten Vorstellungen handgreifliche Folgerungen gezogen werden müssen? Ja; auf solchem Boden bewegen wir uns Stunde für Stunde, bewußte und instinktive, gleichgiltige und bedeutende Handlungen und Vorstellungen spielen sich auf dieser Bühne ab, ohne daß wir Ungewöhnliches wittern; kaum daß zu Zeiten feiner geartete Naturen, die sich von gläubigen Vorurtheilen und Gewöhnungen befreit fühlen, durch eine Unsicherheit, ein Schwanken, einen Zweifel auf das Ungewöhnliche des Schauplatzes aufmerksam werden. Ich spreche von dem Gebiet der Handlungen, die nicht beeinflußt werden durch Interessen: wobei ich unter Interessen das Streben nach Konsequenzen verstehe, die in irgend einer beabsichtigten Art auf uns zurückwirken sollen.



Ich kann keine That vollführen, deren Folgen jenseits meiner Lebenszeit liegen — wie: für Hinterbliebene sorgen, für ein Gesetz stimmen, eine Straße anlegen, einen Forst pflanzen —, ohne einen Schritt ins Ueberweltliche zu thun. Wenn ich einen Lebensberuf wähle, politisch Partei ergreife, ein Buch veröffentliche: wo nicht ausschließlich praktische Interessen mich hier bestimmen, üben unbewußte metaphysische Erwägungen ihre Wirkung. Wenn ich den mir allein bekannten letzten Wunsch eines Verstorbenen ausführe, wenn ich die Gesetze einer beliebigen Sittlichkeit auch im Geheimen befolge, wenn ich ohne utilitarischen Dusel und Polizistenfurcht dem Kitzel widerstehe, um einer Blume willen eine Pflanze zu beschädigen, so übersetze ich jedesmal eine metaphysische Wahrheit in des Lebens Alltäglichkeit; und jede dieser Handlungen ist für eine metaphysische These genau so gut ein „Experiment" wie eine Interferenzerscheinung oder eine Klangfigur für eine physikalische. Ich sage nicht, daß diese Handlung durch transszendente Erwägung veranlaßt sei; mag sie immerhin dem Instinkt, der Vererbung, der Gewöhnung oder der Suggestion entstammen: für das Experiment genügt, daß sie mir homogen, eigenthümlich, nothwendig oder sympathisch sei. Um es paradox zu fassen: in dem Augenblick, wo ich ein hungriges Thier füttere, ohne mein leibliches oder geistiges Auge an seinem Behagen weiden zu wollen oder mir die ewige Seligkeit



zu erhandeln, in diesem Augenblick besitzt für mich eine korrespondirende transszendente Erkenntniß genau den selben Wahrheitwerth wie in dem Augenblick, wo ich ein zerbrechliches Glas in der Hand trage, der Satz von der Anziehung der Erde. In mir, in mir selbst liegt der Grund für das „Experiment im weiteren Sinn" zur Erforschung metaphysischer Wahrheiten.

Ich höre Einwand über Einwand: „Wie, die Wahrheit unermeßlicher Gebiete sollte der Persönlichkeit, der Willkür, der Stimmung unterliegen? Es sollte keine Gemeinschaft der Erkenntniß bestehen? Mein Nachbar sollte seiner Unsterblichkeit sicher sein und ich nicht einmal eine Seele haben? Solche Aftererkenntniß ist trotz Wahrheitwerth und Experiment keine Wissenschaft, nein, eitel Taschenspielerei. Wir verlangen eine Erkenntniß, die allen Landeskindern gemeinsam sei, wie das ABC und das Bürgerliche Gesetzbuch."

Selbst wenn Wissenschaft nur Das wäre, was sich lehren läßt: läßt sich dann etwas Anderes lehren und lernen als Methode? Gleichviel, ob Jemand mich die Tanzkunst oder die Physik lehrt: er kann mir nur zeigen, „wie man es macht". Wie i ch es mache, wie i ch meine Beinmuskeln errege, wie i ch meine Gedanken forme, wie i ch aus physikalischen Experimenten



meine Schlüsse ziehe — die vielleicht den seinigen ganz entgegengesetzt sind —: Das lehrt er mich nicht. Je mehr eine Wissenschaft formal ist, wie Logik oder Mathematik, so daß sie selbst nur Methode ist, um so vollständiger läßt sie sich „lehren". Je substantieller, desto mehr bleibt dem Geist des Lernenden überlassen. Lehren aber läßt sich auch die Methode metaphysischen Denkens und unter ähnlich gearteten Menschen vielleicht auch Etwas vom Inhalt. Und was nun meinen Nächsten und seine Erkenntniß angeht, — ja, was geht denn mich mein Nächster und seine Erkenntniß an? Ich mag die Erscheinung, die ich meinen Nächsten benenne, lieben und verehren, hassen oder verachten: aber wer ist mein Nächster und was weiß ich von ihm? Entsteht doch sein Wesen eigentlich erst durch meine metaphysische Ueberzeugung. Aber ganz hiervon abgesehen: seine Gedanken sind nicht meine Gedanken, seine Liebe, sein Haß, seine Ziele sind nicht die meinen. Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht er die Farbe, die wir Beide roth nennen, so empfindet wie ich eine, die wir Beide als grün bezeichnen. Ich weiß nicht, ob seine Nase etwa den Duft der Rose so riecht wie meine den Duft der Petersilie. Die Verschiedenheiten unseres Geschmackes in so vielen Fällen lassen auf derartige Abweichungen schließen. Zweifellos ist sein ganzes Weltbild von dem meinen so verschieden wie unser Temperament, unsere Sinne, unsere Sorgen und unser Glück, — und ich sollte



darauf bestehen, daß unsere Erkenntniß des Uebersinnlichen identisch sei?

Wären meine Sinne nicht zufällig auf die Empfindung von Licht und Schatten, Wärme und Druck eingestellt, sondern auf Magnetismus, elektrische Ladung, Dichte und Affinität — und warum sollte Dies bei den Bewohnern irgend eines benachbarten Planeten nicht der Fall sein? —, so wäre mein sinnliches Weltbild von dem gegenwärtigen unendlich verschieden, ohne doch um Haaresbreite weniger „wahr" zu sein: eben so ist das übersinnliche Bild der Welt, sein Entstehen und Vergehen, sein Wechseln und sein Bestand gebunden an den Inbegriff meiner geistigen Kräfte; denn sie sind, mehr noch als meine Sinne, ein voller und natürlicher Ausdruck meiner Persönlichkeit. Jede Erkenntniß ist, je feiner und subtiler, desto persönlicher: die Formalien des Denkens, Mathematik und Logik, sind Sache der ganzen Welt; Aesthetik und Ethik sind Sache einer Rasse und eines Zeitalters, Erkenntniß des Uebersinnlichen aber ist Sache der Individualität.

Wissenschaft oder Nichtwissenschaft: es ist ein Streit um Worte. Was wir wollen, ist: hinausgelangen über das ewige Gestern und Heute der Welt der Handgreiflichkeiten; und unser Weg: die Deutung und Erfüllung unseres eigenen Ich. Vielleicht unbewußt, jedenfalls uneingestanden, handelten die alten Philosophen nicht anders; wenn sie von den Zinnen ihrer Weltsysteme herab



die absolute Wahrheit verkündeten, sollten wir ihnen glauben, daß der Sturmlauf der Deduktion sie hinaufgeführt habe. Aber ein verrätherischer Ariadnefaden leitete immer wieder durch ein Hinterpförtchen in das freundliche Gelände ihrer eigenen Wünsche, Zuneigungen und Vorurtheile zurück und leider oft genug auf die abgetretene Straße der landläufigen Zeitanschauungen. Seien wir rücksichtloser! Gestehen wir ein, daß wir uns als Mittelpunkt der Schöpfung setzen und daß wir uns Welten konstruiren, die zu uns passen und uns rechtfertigen, und verlangen wir von Jedem, der uns belehren will, vorher ein Bild seiner eigenen Persönlichkeit. Wer ethische und soziale Systeme deduziren will, Der nenne uns zunächst seine Sympathien und Antipathien für diesen und jenen menschlichen und gesellschaftlichen Zustand, als Das, was beweisen, nicht, was bewiesen werden soll. Wer noch den Muth hat, eine allgemein giltige Aesthetik zu formuliren, Der gebe zuerst eine Analyse seines eigenen Geschmackes und seines eigenen Kunstempfindens, auf dessen Apotheose er ja doch hinaus will; wer eine generelle Philosophie der sinnlichen und übersinnlichen Welt auf dem Herzen hat, Der zeige uns seine Sittenanschauung und seinen eigenen inneren Menschen. Und kann man angesichts der Tausende von möglichen Philosophien das Bedürfniß nach einer Lehre, die etwas mehr vom „Absoluten" an sich hat, nicht vergessen, so nehme man den Begriff aller in sich einheitlichen



Systeme und suche aus dem mächtigen Zusammenklange den reinen Grundton herauszuhorchen, — gewiß ein liebsames Unternehmen für feine Ohren.

Mag man die hier entwickelte Auffassung als „Subjektivismus" schelten, mag man ihr Willkür und Mangel an positivem Ergebniß vorwerfen: was ich beabsichtigte, war, unserer Zeit einmal wieder das Recht auf metaphysisches Denken zu vindiziren, als einer ehrlichen Arbeit, die nicht mehr noch weniger in den Wolken angelt als die „exakte" Forschung, und die der Welt zu Zeiten nicht weniger, sondern mehr Bedürfniß ist als diese. Solches grundsätzliche Recht zu betonen, war meine Aufgabe; und deshalb habe ich jede eigene Auffassung metaphysischer Fragen zurückgedrängt. Nichts lag, wie ich schon sagte, mir ferner als eine Polemik gegen die Manen des großen Physiologen; und ich bin zufrieden, wenn in dem Gesagten einer der Leser eine Spiegelung unserer subjektiveren und unmaterielleren Anschauungen, und also einen Beitrag zur Kenntniß der Zeitwandlung seit der Epoche jenes berühmten „Ignorabimus" erblickt.

Wir gehen einer Zeit politischen Unmuthes und deshalb philosophischer Vertiefung entgegen. Das stolze letzte Zeitalter des Realismus und der Naturwissenschaft ist verwelkt; es hat Früchte



getragen, aber nicht für den Geist. Es hat die Welt reicher, aber nicht werthvoller gemacht, es hat unser Wissen, nicht unsere Erkenntniß erweitert. So lange die Naturwissenschaft aus der Pandorabüchse der Technik uns Verkehr und Comfort spendete, war für Geisteswissenschaft kein Bedarf. Wer nach seinem zwanzigsten Jahr eine philosophische Ueberzeugung aussprach, wurde betrachtet wie ein Leutnant, der Verse macht. Nun ist die Zeit der Entdeckungen vorüber und die Physik arbeitet nur noch für den Reporter. Wir ersticken in technischen Lebensannehmlichkeiten und es ist nachgerade schwerer geworden, ein Bedürfniß zu finden, als es zu befriedigen. Ziehen wir die geistige Bilanz, so sehen wir uns dem Bankerott gegenüber. Angesichts unserer oft eingestandenen Unfähigkeiten in sozialen, sittlichen, gesetzgeberischen, politischen, philosophischen Fragen erkennen wir, daß die Lauge der Nichts-als-Naturwissenschaft vom Bilde unserer Erkenntniß nicht sowohl den dunkelnden Firniß gelöst, als die einzelnen Züge des Werkes beschädigt habe. Nach neuen Ideen und Idealen lechzen Wissenschaft und Kunst: Thatsachen und Formen sind uns zum Ueberdruß geworden. Die Märchen unserer Dichter müssen wir als Philosophie, Vereinsdebatten als Ethik, Tischreden als Staatskunst in Zahlung nehmen. An die Lehre vom Uebermenschlichen klammern wir uns als höchsten Glaubenssatz, um uns jedem Athleten zu Füßen zu werfen. Snobismus gilt uns als Lebenskunst, Gelegen-

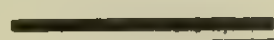


heitmacherei als Politik, Modeartikel als Kunst. Genug davon! Zu den aufgerollten Bilderbogen der Ereignisse brauchen wir einen Text, wir brauchen Ziele zu unseren Strebungen, Ueberzeugungen zu unserem Kenntnißkram: wir brauchen lebendigen Geist und neue Gedanken. Freilich glauben wir nicht mehr an eine alleinige, absolute, selig machende Philosophie, die da kommen soll, über die falschen Lehren zu triumphiren; aber wir glauben auch nicht an die ewigen Schranken, die die angeblich einzig wahrhaftige Naturerkenntniß umschließen. Ja, es giebt jenseits der Naturerkenntniß eine Erkenntniß, die freier und reicher, nicht obgleich, sondern weil sie persönlicher ist. Darum löschen wir von den alten Tafeln das starre Gebot „Ignorabimus“ und schreiben mit entschlossener Hand ein hoffnungsvolles: „Creabimus“ an die Thore der Zukunft.

1898.



Talmudische Geschichten.





Vom Schriftgelehrten und von der Wahrheit.

Aus dem babylonischen Talmud.*)

Ein Schriftgelehrter saß in seinem Hause und weinte vor Betrübniß. Denn er forschte im Gesetz und war Vieles, das sein Sinn nicht erfaßte.

2. Da trat zur Thür herein ein Weib, das war nackt;

3. und hub an und sprach: Erschrick nicht und schäme Dich nicht meiner Nacktheit, denn da ich gekommen, will ich Dir das Wort deuten.

4. So deutete sie ihm denn die Schrift, bis daß der Nachtthau sich niederließ und der Morgen kam. Da sprach das Weib also: Verschließe Deine Bücher und lege Dein Festgewand an,

5. denn ich bin gekommen, auf daß Du mich zum Könige führest.

6. Der Schriftgelehrte aber schrie: Was willst Du beim Könige, da Du voll Weisheit bist und anderen Weibern nicht ähnlich? Weißt Du nicht, daß vor dem Stuhl unseres Herrn die Thorheit kniet und die Heuchelei sich spreizet und die Lüge redet? Und bist nackt und von schöner Gestalt und fürchtest Dich nicht vor der Begierde der Höflinge?

*) Diese Geschichte erschien zur Zeit der Dreyfusaffaire.



7. Das Weib aber sprach: Führe mich zum König!

8. Und da sie in den Palast traten, ward das Weib kleiner denn zuvor und unansehnlich; und als sie vor dem Thron standen, war sie alt und runzlig und finsteren Blickes.

9. Der Schriftgelehrte erhob sein Antlitz zum König und sprach: Herr, dies Weib ist weiser denn Dein hoher Priester und mächtiger des Wortes denn Deine Propheten. Sie befahl mir aber, daß ich sie vor Dein Angesicht führe.

10. Da lachte der König und sagte: Wohlan, so will ich sie prüfen. Und Die um ihn waren, blickten voll Hohn.

11. Der König fragte also: Welcher Fürst ist der mächtigste? Und sie antwortete: Dein Nachbar von Westen.

Und der König fragte zum Anderen: Welcher Fürst ist der weiseste? Sie antwortete: Dein Nachbar von Osten.

Da ward der König unwillig und hieß seine Höflinge schweigen

12. und fragte zum Dritten: Was kündest Du mir von meinen Völkern? Und sie sprach: Sklaven sind sie und Schlachtthiere. Sie werden getreten wie Trauben in der Kelter. Und geben doch nicht Most, sondern eitel Thränen, Schweiß und Blut.

13. Da schrien die Weiber des Königs: Steiniget sie! Und spien sie an. Sie aber sprach zur Einen: Schämst Du Dich nicht, daß



Du Dich schminkest und purpurne Seide und goldene Schuhe trägst, da Dein Leib vertrocknet ist und die Fülle Deiner Brüste verwelkt? Und zur Anderen: Erdreistest Du Dich, daß Du hintrittst vor den König, da Dein Buhle noch in Deiner Kammer liegt?

Der Schriftgelehrte aber wandte sich und floh von hinnen.

14. Jedoch der König erstickte seinen Grimm und sprach: Ich will sie zum Letzten fragen. Sprich: Was redet das Volk, wenn es meiner gedenkt?

15. Das Weib antwortete: Sie reden, daß Du ein Thor seist. Aber sie wissen es nicht. Denn ich sage Dir: Du bist arm und elend.

16. Da erglühte der König vor Zorn und hieß das Weib fesseln und kreuzigen. Und die Weiber schlugen sie mit Ruthen und die Höflinge höhnten sie um ihre Nacktheit. Die Knechte aber führten sie hinaus und schlugen sie ans Kreuz.

17. Aber das Weib wollte nicht sterben. Und da die Nacht hereinbrach und die Wächter schliefen, riß sie sich los und entkam. Und schlang einen blutrothen Schleier um ihr Haupt und nahm ein Schwert in ihre Rechte und stieg auf die Dächer der Häuser und rief:

18. Wachet auf, Ihr Schläfer, erhebt Euch, Ihr Träumer! Schande über Eure Feigheit und Schmach über Eure Knechtschaft! Erröthet um Euren Hunger und schämt Euch Eurer Blöße! Gürtet Euch mit Schwertern, Ihr Männer, und rüstet Euch mit Fackeln, Ihr Weiber! Zer-



schmettert, die Euch schlugen, und zermalmet, die Euch drückten!

19. Da erhob sich das Volk; und sie erbrachen die Thore des Palastes und erschlugen den König sammt seinen Kindern und seinem Gesinde.

Und da sie am Raube und Brande sich sättigten, schritt das Weib hinaus aus den Thoren der Stadt und war schöner denn je zuvor.

20. Da begegnete ihr der Schriftgelehrte, der da hinweggeflohen war, und sprach zu ihr: Bist Du des Wortes kundig und säest Haß? Bist Du von Gott und predigest Aufruhr? Sprich, daß ich wisse, wer Du seist!

21. Und das Weib erhub sich und wuchs gen Himmel; und ihr Leib glühte wie das Eisen im Ofen des Gießers und ihre Rede war wie die Stimme des Donners,

22. und sprach: Siehe, ich bin die Leuchte vor dem Throne Jehovas und das flammende Schwert in seiner Rechten, und heiße die Wahrheit.

Du aber stirbst, denn Keiner, der geboren ist, soll mich erkennen und leben.

23. Da sank der Schriftgelehrte zusammen und verging zu Asche und Staub. Und war Niemand, der ihn begrub noch um ihn trauerte.

Und sein Gedächtniß ist ausgelöscht und sein Name vergessen bis auf diesen Tag.





Rabbi Eliesers Weib.

Aus dem jerusalemitischen Talmud.

Zu der Zeit, da Rabbi Elieser ben Joseph lehrte zu Jabne, geschah es, daß er sich erzürnte wider sein Weib,

2. denn sie war unfruchtbar und nahm es sich zu Herzen und ward schwermüthig und ihre Schönheit begann zu welken,

3. und er schrieb ihr einen Scheidebrief und verstieß sie.

4. Da er nun allein war in seinem Hause, sprach er: Ich will kein Weib mehr freien. Denn ich habe Diese geliebt und meine Hoffnung ist zu Schanden geworden.

5. Einen Golem will ich mir schaffen und ihm lebendigen Odem geben, daß ein Weib erstehe; und sie soll schöner sein als die Töchter Judas und heiteren Sinnes; und soll meine Gedanken denken und meine Worte sprechen. Kinder soll sie mir gebären und mich erfreuen alle meine Lebenstage.

6. Und er machte einen Golem aus Lehm und Erde und schrieb an seine Stirn den vierfach heiligen Namen und blies ihm lebendigen Odem ein und beschwor ihn, daß er athmete und lebte. Und siehe, das Weib war schöner als alle Töchter Judas und heiteren Sinnes



und der Liebe kundig; und ihre Stimme war süß und ihre Worte waren wie seine Worte und ihre Gedanken waren wie seine Gedanken.

7. Und er nannte sie Adamah und freute sich ihrer alle Tage und war guten Muthes. Und seine Werke waren gesegnet, und sein Ruhm mehrte sich, also daß die Heiden kamen von fern, um sein Wort zu hören, und sein Name genannt ward bis gen Edom.

8. Und er rühmte sich Dessen zu dem Weibe Adamah; die aber hörte ihn an und schwieg. Denn sie war unbewegt einen Tag wie alle Tage, und es geschah niemals, daß sie lachte noch daß sie weinete. Nach einem Jahre aber gebar sie ihm einen Sohn.

9. Da geschah es, daß Rabbi Eliesers Mutter sich niederlegte und verschied. Elieser aber liebte sie von Herzen. Und da er in sein Haus trat mit schwerem Herzen und voll Kummer, kam das Weib ihm entgegen mit Trauerkleidern angethan und sprach: Siehe, Deine Mutter war alt und schwach und grämlich. Sollte sie länger dahinsiechen und uns zur Last sein? So gedachte sie ihn zu trösten. Der Trost aber war ihm bitterer als der Schmerz.

10. Und abermals schlug der Herr den Rabbi Elieser, daß seinen jungen Sohn ein zehrendes Fieber befiel; und der Knabe starb in der dritten Nacht. Da nun Elieser in seiner Kammer lag und weinte und seine Tage verfluchte, trat das Weib



zu ihm und sprach: Rabbi, hast Du nicht gelehrt, daß unmäßiger Schmerz den Weisen schändet?

11. Da ergrimmte er vor Zorn und schüttelte seine Hände und schrie: Habe ich Dir nicht ein Herz gegeben, auf daß Du trauerst, und eine Stimme, auf daß Du klagest, und Augen, auf daß Du weinest? Du aber bist nichts als toter Lehm und Erde.

12. Und ergriff das Weib und löschte aus mit seinem Finger das Wort an ihrer Stirn. Da entwich ihr das Leben und der Golem zerfiel in Schutt.

13. Der Rabbi aber machte sich auf in der selbigen Nacht mit allen seinen Jüngern

14. und begab sich vor das Thor, wo sein Weib wohnte in Armuth und Kümmerniß, das er verlassen hatte, und klopfte an die Thür.

15. Die Frau aber erschrak und kam hervor und rief: Rabbi, bist Dus? Kommst Du bei Nacht mit Häschern und Fackeln, daß Du mich umbringest?

16. Und Rabbi Elieser kniete vor seinem Weibe und sprach zu seinen Jüngern: Sehet, ich bin nicht werth, daß Diese die Sünde von meinem Haupte nehme.

17. Sein Weib aber lachte und weinte vor Freude, legte ihr armselig Gewand ab und that ihre Hochzeitkleider an und folgte dem Rabbi in sein Haus.

18. Elieser aber hielt sie in Ehren und liebte sie wie am Tage seiner Vermählung und



schenkte ihr einen goldenen Schmuck mit feinen Perlen und Onyx; auf dem war geprägt das Bild der Stadt Jerusalem und des Tempels und der Burg Zion.

19. Alle Weiber aber neideten ihr den Schmuck; und unter ihnen war die Frau des Hohenpriesters. Der Hohepriester aber schalt sie und sprach zu ihr: Rabbi Eliesers Weib allein ist würdig, den Schmuck zu tragen unter den Weibern, denn ihre Liebe war mächtiger denn die Sünde.





Der Engel des Todes.

Und es geschah, daß der Ewige heimsuchte die Stadt Jerusalem mit Pestilenz um ihrer großen Sünden willen.

2. Und es zog der Engel des Todes nächtens durch die Straßen, der hielt ein schneidendes Schwert in seiner Hand,

3. damit rührte er die Thüren der Häuser, und welche Thür er anrührte, da starben die Kranken bei Sonnenaufgang.

4. Und die Gassen der Stadt waren leer und die Märkte verödet; und die Wächter machten unter den Thoren ein Feuer und zechten und wurden trunken. Denn sie sprachen: „Was soll es, daß wir über die Leichen straucheln? Wen Gott ruft, Der wird auferstehen. Gestern waren wir Zwanzig, heute sind wir Sieben; was wird morgen sein?"

5. In der Straße aber, die da heißt Gehennom, wohnte eine Buhlerin mit Namen Thamar, nahe dem Südthor, die war schön von Angesicht und wohlgewachsen;

6. und hatte ihre Haare geflochten mit rosenfarbenen Bändern und schminkte ihre Wangen und trug güldene Spangen und Kettchen von Amethyst und Jaspis.



7. Da sie nun wachte die Nacht über an ihrem Fenster, kam der Engel des Weges, der glich einem Manne in schwarzen Kleidern und trug in seiner Hand ein geschliffenes Schwert.

8. Thamar aber winkte ihm und sprach: „Tritt herzu, Fremdling, und ruhe vom Wege. Siehe, meine Kammer ist geschmückt und duftet von Myrrhen. Draußen aber lauert die Pest und der Tod ziehet einher."

9. Und der Engel trat ins Haus. Sie aber sprach: „Ach, Herr, warum führest Du in Deiner Hand ein bloßes Schwert?" Und er erwiderte: „Stehet nicht geschrieben: mit dem Schwerte will ich Euch erlösen?" Und sie sprach abermals: „Herr, warum ist Dein Gewand schwarz wie der Abgrund der Nacht?" Und er antwortete und sprach: „Stehet nicht geschrieben: die Toten will ich ehren und um die Lebenden will ich trauern?"

10. Und er setzte sich nieder und sprach: „Singe mir ein Lied." Sie aber that, wie er befohlen hatte, denn ihre Stimme war lieblich, und hub an und sang:

11. „Saget nicht, meine Freundinnen, Töchter Israels, daß ich schön sei. Mein Geliebter naht und ich schäme mich meiner Gestalt; ach, er wird mich verachten. Schmücket mich mit Ringen und goldenen Gehängen und kleidet mich in Purpurseide, daß sein Blick auf mir ruhe; salbet mich mit Narden und Ambrabalsam. Komme, mein Freund und verschmähe mich nicht.



12. Lieblich bist Du, meine Freundin, wie die Morgensonne, und schön, wie ein Maientag. Lege ab die Gehänge, denn Deine Brüste sind feiner als Opale, thue weg die Spangen, denn Deine Lippen sind leuchtender denn Rubine. Meine Hand glättet Deine Haare und sie duften lieblicher als Myrrhen; mein Arm liegt um Deine Hüfte und Dein Leib ist frisch, wie eine köstliche Frucht. Dein Haupt ruhet an meiner Brust; meine Seele erzittert und mein Herz entfliehet vor Liebessehnsucht."

13. Und da sie also gesungen hatte, sprach der Engel des Todes: „Bereite das Lager." Und sie bereitete das Lager mit weißem Leinen und purpurner Decke. Da blieb er bei ihr, bis eine Stunde vor Tagesanbruch, da der Wind sich erhob und die Spatzen begannen zu schreien.

14. Und sprach zu ihr: „Sprich, was ist Dein Begehren? Siehe, ich gewähre Dir, was Du verlangest."

15. Thamar aber antwortete und sprach: „Wohlan, so begehre ich, daß Du ablassest von Dem, was Du begonnen hast in dieser Nacht, ehe daß Du hier eintratest." Er aber sprach: „Weib, kennest Du mich?"

16. Da antwortete sie: „Habe ich Dich nicht gesehen durch die Gasse schreiten? Dein Gewand war wie Rabenflügel und Dein Schwert wie Wetterleuchten. Bist Du nicht der Engel des Todes?"

17. Da erbebte er vor Zorn und sprach: „Nun wohl: es sei, wie Du gesprochen. Aber freue



Dich nicht, Dirne, und frohlocke allzu sehr. Hast Du mich überlistet, so will ich Dich überschreiten. Wisse, daß Du mich abermals erblicken sollst; doch nicht eher als über siebenzig Jahre. Bis dahin sollst Du leben und Deines Lebens satt werden." Also ward die Buhlerin gestraft.





Der Fünfsünder.

In den Tagen, da das Volk von Juda sich erhoben hatte wider die Knechte der Römer und verherrlicht worden war der Name des Heerführers, der genannt war Bar Kochba, Das ist: Sohn der Sterne,

2. in diesen Tagen geschah es, daß die Söhne Edoms schlugen mit der Schärfe des Schwertes das Heer der Juden und töteten mehr denn siebenzig Tausend.

3. Und war Klagen und Wehgeschrei in Juda, wie nie zuvor, weder zur Zeit Nebukadnezars noch jenes Kaisers, des Missethäters, deß Name nicht gedacht werde.

4. Denn der Statthalter mit Namen Rufus zertrat das Volk Juda mit eisernen Sohlen und schlug es mit ehernem Szepter und sein Thronsitz starrte von Blut.

5. Und er ließ ein Verbot ausgehen bei Todesstrafe über das ganze Land, daß Niemand bestatte die Leiber der Erschlagenen. Da hörte man Viele das Wort im Munde führen: „Lasset die Toten ihre Toten begraben"; und Die also sprachen, entgingen dem Gericht und nannten sich die Lebendigen.

6. Zu dieser Zeit geschah es, daß Rabbi Meïr mit seinen Jüngern über Land zog; und da sie



nahe der Stadt Uscha waren, sahen sie einen Menschen am Wege liegen, der war schwer verwundet und wollte sterben. Und der Rabbi Meïr trat zu ihm und sprach: „Wer bist Du und wer hat Dich geschlagen?"

7. Der aber erwiderte und sprach: „Herr, wende ab von mir Dein Antlitz, denn ich bin ein Sünder vor Gott dem Herrn und unrein vor dem Gesetz." Da sprach Meïr abermals: „Was hast Du begangen?"

8. Und der Mann erhob seine Stimme und schrie: „Wehe mir! Denn ich bin Der, den sie den Fünfsünder nennen. Ich bin Unterhändler mit Dirnen, ich putze das Schauspielgebäude; ich trage die Gewänder der Dirnen ins Badhaus; ich tanze vor ihnen und schlage die Pauke."

9. Rabbi Meïr aber sprach: „Hast Du denn niemals Gutes gethan in Deinem Leben?" Und der Mann erwiderte: „Da ich einstmals das Schauspielhaus säuberte, fand ich ein Weib. Die jammerte, weil ihr Mann gefangen saß, und hatte nichts, daß sie ihn loskaufte. So wollte sie sich den Knechten der Römer hingeben, daß sie ihn lösete. Da ich Dies hörte, verkaufte ich mein Bett und gab ihr das Geld."

10. Und Rabbi Meïr fragte zum Letzten: „Nun sprich: wer hat Dich geschlagen?" Da antwortete der Fünfsünder: „Die Knechte der Römer haben mich geschlagen, darum, daß ich meinen Sohn bestattete."



11. Da erhob der Rabbi seine Stimme und rief: „Fahre hin und schlafe über Nacht. Am Morgen aber wird der Herr Dich erlösen. Wo nicht, so erlöse ich Dich.“ Da verschied der Mann in Frieden.





Die Stimme des Volkes.

Aus dem jerusalemitischen Talmud.

Um diese Zeit geschah es, daß der König von Juda mächtig wurde über viele Völker. Und seine Macht verblendete ihn also, daß der Geist Gottes von seinem Haupte wich;

2. und er ward wahnsinnig und deuchte sich einen Sohn Gottes und einen Gott auf Erden. Und befahl seinen Knechten, daß sie ihn anbeteten, und seinen Priestern, daß sie ihm opferten Zehnten, Erstlinge und Weihrauch.

3. Und wenn er sich auf seinem Throne wälzte in schamloser Nacktheit, so sprachen seine Knechte: Siehe, er ist bekleidet mit dem Lichte der Sonne; und wenn er auf dem Dache seines Hauses tanzte, so redeten sie: Siehe, er steiget auf und fährt gen Himmel.

4. Er aber verließ seinen Palast nimmer bei Tage noch bei Nacht und verwahrte die Thore mit ehernen Riegeln. Und war Keiner, der sich der Burg nahete denn mit Zittern und Zagen.

5. Und befahl die Schriftgelehrten zu sich, daß er sie lehrte das Wort deuten; und die Saitenspieler hieß er spielen und die Flötenbläser blasen nach seiner Weise und Willkür.

6. Aber das Volk seufzte und sprach: Wehe uns und unseren Kindern! Auf dem Stuhle



Davids sitzt ein reißender Löwe, seine Lefzen triefen vom Blut unserer Söhne und die Wände seines Hauses gellen von dem Geschrei unserer Töchter. Raben und Geier nisten auf dem Berge des Herrn und der Engel des Todes schreitet bei Nacht durch die Gassen.

7. Da jammerte den Propheten Maleachi das Geschrei des Volkes.

8. Und er machte sich auf, begab sich nach der Stadt Jerusalem und schritt zum Palast. Und die ehernen Thore sprangen auf vor dem Propheten und die Knechte wichen zur Seite.

9. Und er trat vor den König, erhob seine Augen zu seinem Angesicht und blickte ihn an; und beschwor ihn im Namen Gottes, des Herrn (gepriesen sei er).

10. Und alsbald verließ den König der böse Geist und es ward ihm Friede. Und er schämte sich seines Wahnsinns, verschloß sich in seine Kammer und weinte in Schmerzen.

11. Die Knechte aber rissen die Thore auf, daß das Volk hereinströmte, und schrien:

12. Sehet, zuvor war der König guten Muthes und stolz und voll Freudigkeit, jetzt ist er zerbrochen und will verzagen. Er hat sein Antlitz von uns gewendet und wir werden das Licht seiner Augen nicht mehr schauen.

13. Sehet, der König weinet in seiner Kammer, denn Dieser hat ihn angefahren und ihn beschworen als wie einen Wahnsinnigen. Die Wahrheit aber ist, daß ihn gelüstet nach



dem Stabe und Diadem. Nun richtet Ihr, welcher von Beiden wahnsinnig sei, der gesalbte Sohn Davids oder Dieser, der sich einen Propheten nennet.

14. Da rief das Volk: Wahnsinnig ist der Prophet! Und sie ergriffen ihn, schleppten ihn vor die Thore und steinigten ihn.

15. Da aber der Prophet tot war, verdüsterte sich des Königs Geist zum zweiten Male und er wüthete ärger denn zuvor; und sein Wahnsinn ward nicht von ihm genommen bis an sein Ende.

Er herrschte aber über Juda sechsundsiebenzig Jahre.

1899.



Die Resurrection Co.



Die Begräbnißeinrichtungen der Stadt Necropolis, Dacota, sind die besten in den Vereinigten Staaten. Eine elektrische Schmalspurbahn führt mit einer Geschwindigkeit von 35 Kilometern die Leiche auf den Kirchhof, eine Baggermaschine (U. S. Patent Nr. 398748) gräbt vor den Augen der Leidtragenden in vier Minuten das Grab, der Sarg wird durch einen Drehkrahn vom Gleise hinabgehoben und die Maschine glättet mit großer Genauigkeit den viereckigen Hügel. Man hat es vermieden, die Leichenrede durch laut sprechende Phonographen verlesen zu lassen; dagegen ist dicht bei der Begräbnißstätte ein Automatensaal, in dem man gegen Einwurf eines Fünfundzwanzigcentstückes Trostsprüche der berühmtesten Kanzelredner englischer Zunge vernehmen kann. Eine mechanische Sargfabrik nebst Grabsteinschleiferei grenzt an das Grundstück. Ihre mustergiltigen Produkte befriedigen die Ansprüche der verwöhntesten Kunden.

Elihu Hannibal J. T. Gravemaker ist der Schöpfer des Unternehmens. Bei seiner Beerdigung am siebenzehnten Mai 1894 wurde der Rekord der Bestattungstechnik in den Vereinigten Staaten erreicht. Punkt zwölf Uhr setzte sich der Trauerkondukt in Bewegung, zwölf Uhr zehn Minuten begann die Beisetzung, sieben Minuten



später erfolgte die Rückfahrt der Leidtragenden und zwölf Uhr fünfundzwanzig Minuten vereinigte man sich zu einem Lunch im Fourty-sixth-Avenue-Hotel. Um ein Uhr erschienen gleichzeitig im Necropolis Sun und im Dacota Herald die Berichte über das Leichenbegängniß, um ein Uhr dreißig begann die Versteigerung der Hinterlassenschaft, um vier Uhr enthüllte man auf dem Central Union Square ein Granitdenkmal mit dem Medaillon des Verewigten und um sechs Uhr abends wurde in Gravemakers Wohnhause gemäß seinen Testamentsbestimmungen ein neues Klublokal eingeweiht.

Es drängte mich, meine Bewunderung über die klug durchdachte Anlage dem Direktor auszusprechen, der die oberen Stockwerke des freundlichen Leichenhauses bewohnte. Aber in dem Augenblick, wo ich den Elevator zu betreten mich anschicke, überraschte und verletzte mich ein unerfreulicher Eindruck. Ich konnte nicht umhin, den Direktor über diesen Zwischenfall zu interpelliren.

„So sehr ich Ihre Einrichtungen zu schätzen weiß," sagte ich ihm, „darf ich doch nicht verhehlen, daß ich durch Zufall auf eine Disposition aufmerksam geworden bin, die mich peinlich berührt hat. Was veranlaßte Sie, diesen immerhin geweihten Ort durch eine Telephonstation zu profaniren? Ich habe bemerkt, daß eine solche in der Leichenhalle neben der Kapelle untergebracht ist. Das fortwährende Klingeln wirkt beunruhigend. Was bezwecken Sie damit?"



„Ich bedaure, daß die Thür offen stand," antwortete der Direktor kurz, „sonst bemerken unsere Besucher gewöhnlich nichts davon. Eine weitere Auskunft kann ich Ihnen leider nicht geben."

Die Zeit schien mir gekommen, mich eines Tricks zu bedienen, den ich meinem geschätzten Freunde in New-York, dem Rvd. Tiberius Q. Lewisson, verdanke, eines Tricks, der — ich bedaure, es sagen zu müssen — mir nicht ganz edelmüthig, wohl aber durchaus zweckentsprechend scheint.

„Ganz, wie es Ihnen beliebt," bemerkte ich. „Jedenfalls werden Sie nichts dagegen einwenden, wenn ich den Blättern, die ich zu vertreten die Ehre habe, dem New-York-Herald, der Times, dem Figaro und dem Berliner Börsen-Courier, einen Artikel telegraphire, der morgen mit der Ueberschrift ‚Leichenschändung in Dacota' an hervorragender Stelle erscheinen wird. Sie gestatten mir, je drei Probenummern Ihnen zugehen zu lassen."

Nach einiger Ueberlegung erwiderte er: „Ich proponire Ihnen folgendes Abkommen. Sie veröffentlichen Ihre Eindrücke nicht vor dem fünfzehnten Juni 1898, dem Tage, wo unser Kontrakt mit der Resurrection Co. abläuft. Dagegen gebe ich Ihnen sofort vollen Aufschluß. Sie können sicher sein, daß Sie mit Ihrem Artikel noch übers Jahr Sensation machen werden."

Bevor ich den Bericht des Direktors folgen lasse, lege ich Werth darauf, festzustellen, daß



der vorliegende Aufsatz laut Poststempel des Umschlages am sechzehnten Juni 1898 bei dem Herausgeber dieser Zeitschrift eingelaufen ist.

Der Direktor führte Folgendes aus:

„Alle unsere Einrichtungen sind von dem Grundsatz bestimmt, nach Möglichkeit den peinlichen Zeitraum zu verkürzen, der zwischen dem Ableben eines Mitgliedes der bürgerlichen Gesellschaft und dem Augenblick liegt, wo die Hinterbliebenen ihre Berufsgeschäfte ungestört wieder aufnehmen können. Dieses gewiß lobenswerthe Bestreben birgt eine Gefahr. Am vierundzwanzigsten Juli des vorigen Jahres wurde auf Befehl des Richters die Leiche eines hochangesehenen und wohlhabenden Mannes exhumirt, der acht Tage zuvor bestattet worden war und gegen den sich ein dringender Verdacht wegen Meineides, schwerer Urkundenfälschung, Betruges, Kuppelei und Selbstmordes erhoben hatte. Ein Verdacht, der sich leider als begründet erwies. Der Anblick der Leiche war erschütternd. Sie lag auf dem Gesicht, mehrere Finger waren gebrochen, die Nägel zerrissen, an den Knien und Schultern zeigten sich zahlreiche Quetschungen und Wunden.

„Es war offenkundig, daß der Mann lebendig begraben worden war.



„Eine nervöse Erregung verbreitete sich in der Stadt, als der Fall bekannt wurde. Die Geistlichkeit suchte die Menge dadurch zu beschwichtigen, daß sie hervorhob, dieses Strafgericht der göttlichen Vorsehung sei hauptsächlich durch einige Verbrechen des Verstorbenen herbeigezogen. Der Erfolg war entgegengesetzt: die Angst stieg nun erst recht bis zur Sinnlosigkeit, und einige der achtbarsten Bürger, unter ihnen der stellvertretende Bürgermeister und der Vorsitzende des Kirchenrathes, legten Hand an sich. Niemand wußte Rath.

„Während die Zeitungsschreiber sich Monate lang von den abenteuerlichsten Vorschlägen nährten, konstituirte sich in aller Stille ein Unternehmen, das den fürchterlichen Konflikt mit einem Schlage zu lösen versprach: die Dacota- and Central-Resurrection Telephone and Bell Co., eine Aktiengesellschaft mit 750 000 Dollars Kapital. Der Prospekt brachte einen beispiellosen Erfolg. In zwei Stunden war an der Börse das Kapital vierzehnmal überzeichnet, die Lebensversicherungsgesellschaft und der Waisenrath beschlossen, alle disponiblen Fonds in Antheilen der neuen Gesellschaft anzulegen, und die Tochter des Gymnasialdirektors bedrohte den Vorsitzenden des Syndikates mit einem Revolver, weil sie bei der Zutheilung nicht genügend berücksichtigt worden war. — Die Idee des Unternehmens schien einfach und überzeugend. Jeder beigesetzte Sarg sollte durch eine elektrische Leitung mit dem Verwaltungsgebäude verbunden werden.



An die Leitungen wurden Fernsprecher und Läutwerke angeschlossen und jeder Kunde (customer) konnte gegebenen Falles nicht nur augenblicklich die Verwaltung benachrichtigen, sondern auch bezüglich seines Hausarztes, seines Bankiers und seiner Familie die nöthigen Dispositionen treffen.

„Mit großer Majorität wurde von der gesetzgebenden Körperschaft beschlossen, die Einführung dieser Sicherung sollte obligatorisch sein, und alsbald gewährte die Stadtverwaltung auf die Dauer von zwei Jahren der Resurrection Co. das ausschließliche Recht, ihre Apparate zu installiren.

„Die Beunruhigung der Bevölkerung schwand nach und nach, um so mehr, als während nahezu eines Jahres kein Fall einer Bestattung eines Lebenden mehr eintrat. Im selben Maß ermattete aber das Interesse für die Resurrection Co. und der Kurs ihrer Aktien sank von 450 auf 117½.

„Da ereignete sich eine unerwartete Begebenheit. Am dreiundzwanzigsten Februar, kurz nach Sonnenuntergang, benachrichtigte man mich, daß zum ersten Male eine Glocke in kurzen Intervallen wiederholt angeschlagen habe. Die Klappe, die heruntergefallen war, zeigte die Nummer 169. Diese Zahl setzte mich in Erstaunen, denn wir waren damals bereits bei den Nummern um 1200 angelangt; sofort ließ ich das Kirchhofsjournal kommen und stellte als Inhaber von Nr. 169 einen gewissen Mr. Johnson fest, den ich persönlich gekannt hatte. Ein magerer alter



Herr, der lange Zeit seinen Miethern große Angst einflößte und endlich einem Nervenleiden erlag. Zugleich bemerkte ich mit Entsetzen, — daß Mr. Johnson bereits seit neun Monaten in der Erde ruhte.

„Ich nahm an, daß an der Leitung Etwas nicht in Ordnung sei, und benachrichtigte den Elektriker. Der sprach, wie es bei diesen Leuten die Regel ist, von Kurzschluß und Erdströmen, schraubte alle Apparate los und brachte das Haus in einen unglaublichen Zustand. Nach drei Tagen erklärte er den Schaden für beseitigt und berechnete 275 Dollars. Inzwischen läutete Nr. 169 jeden Abend in gewohnten Zeitabständen ruhig weiter.

„Nun erstattete ich meiner vorgesetzten Behörde Bericht. Auf Antrag der Resurrection Co. beschloß die Kommission die Exhumirung. Diese fand statt, aber ohne jedes positive Ergebniß. Mr. Johnson zeigte die normale Verfassung eines Mannes, der seit neun Monaten beerdigt ist, der elektrische Apparat arbeitete tadellos, und nur am Sarge war eine kleine Reparatur erforderlich. Sie wurde ausgeführt, das Grab zugeschüttet, — und Nr. 169 ließ sich nicht mehr vernehmen.

„Die Resurrection Co. scheute sich nicht, trotz dem amtlich festgestellten Befund, mit diesem bedauerlichen Vorfall Reklame zu machen. Sie erklärte, durch die Schuld meiner Verwaltung sei Mr. Johnson verhindert worden, ins Leben



zurückzukehren, und brachte in allen Morgenblättern mein Bild mit der Unterschrift: „Der Kirchhofsmörder von Necropolis". Eine Protestversammlung von 2500 Resurrection-Aktionären und Interessenten wurde abgehalten und ich hätte für meine Stellung nicht fünf Cents gegeben, wenn nicht der Regierung meine Thätigkeit als Wahlagent in dem Stadtviertel, wo Mr. Johnsons Miether wohnten, unentbehrlich gewesen wäre. Auch erklärten die Hinterbliebenen, deren Interessen immerhin als die nächsten zu gelten hatten, auf Mr. Johnsons Auferstehung keinen Werth zu legen.

„Der folgende Fall war ernster. Etwa vierzehn Tage nach Johnsons Wiederbestattung läutete abends zur gewohnten Stunde Nr. 289, eine Miß Simms, die sich zu Lebzeiten eines besonderen Rufes nicht erfreut hatte. Auch sie war schon mehrere Monate bei uns. Gemäß dem neuen Reglement der Kommission beauftragte ich meinen Inspektor, Miß Simms telephonisch anzurufen, obwohl ich Das gegenüber einer Dame, die seit geraumer Zeit eines besseren Lebens theilhaftig war, für eine lächerliche, wenn nicht frivole Handlungsweise hielt.

„Sie hätten sehen müssen, wie der Inspektor zurückkam! Wachsgelb und hohlwangig; die Augen hingen ihm wie Glaskugeln im Kopf; ich kann nur sagen, daß sein Anblick an Mr. Johnson erinnerte. „Well, what's the matter?" fragte ich. ‚Well, ich rief an und hielt den



Fernsprecher ans Ohr, — und ich will verdammt sein, wenn es nicht ganz deutlich ‚Halloo' aus dem Apparat antwortete. Aber mit einer Stimme wie aus einem hohlen Brustkasten.' . . . Ich ging selbst hinunter und schrie in den Apparat: ‚Zum Teufel, ja, was wollen Sie eigentlich?' . . . Und wissen Sie, was das Frauenzimmer antwortete? ‚Ich möchte mit Nr. 197 verbunden sein.'

„Diesmal war die Resurrection Co. in Verlegenheit. Schon früher hatte die Geistlichkeit im Verein mit dem theosophischen Klub die Frage aufgeworfen, ob das unterirdische Telephonnetz nicht geeignet sei, die heilige Ruhe der Toten zu stören. Wurde dieser Vorfall bekannt, so hatte die Partei der Frommen gewonnenes Spiel, und Das ist bei uns das Gefährlichste.

„Es kam eine Einigung mit der Gesellschaft zu Stande, wonach diese der Presse 50 000 Dollars zur Verfügung stellte und sich verpflichtete, alle Fernsprecher innerhalb vierzehn Tagen zu beseitigen. Die Läutwerke zu entfernen, konnte sie sich nicht verstehen, denn Das hätte ihre völlige Auflösung bedeutet. Unbegreiflicher Weise ließ dagegen unsere Verwaltung sich zu dem Zugeständniß verleiten, daß nach wie vor bei hoher Konventionalstrafe diese verfluchten Klingeln niemals ausgeschaltet werden durften. Wir sind noch heute verpflichtet, sie von einer eigens angestellten Person bedienen zu lassen.

„Miß Simms hörte auf zu läuten, sobald sie merkte, daß zu mündlichen Unterhaltungen keine



Gelegenheit mehr war. Aber bald meldete sich ein neuer Korrespondent, und zwar, merkwürdig genug, nur bei Regenwetter. Einer meiner Leute kam auf den Gedanken, hinauszugehen, um zu sehen, was los sei: da ergab sich, daß in Folge eines Defektes der Entwässerungeinrichtung der Hügel unterspült wurde. Der Kunde soll, wie ich später erfuhr, stark rheumatisch veranlagt gewesen sein. Sofort wurde der Mißstand beseitigt und es gab abermals Ruhe.

„Daß es ein Fehler gewesen war, auf diese Reklamation einzugehen, stellte sich bald heraus. Denn nun kam man von allen Seiten mit Privatwünschen und Nörgeleien. Der Eine klingelte, weil seine Gitterthür nicht schloß; bei einem Anderen war die Bank wackelig geworden; ein Dritter brauchte frischen Kies, der Vierte hatte Regenwürmer. Die Thätigkeit der Kirchhofsverwaltung hatte sich in einem Vierteljahr verdreifacht und die laufenden Ausgaben waren auf das Vierfache gestiegen. Einzelnen Kunden genügte die Thätigkeit einer Katze aus der Nachbarschaft, um die Beamten mitten in der Nacht zu alarmiren.

„Das letzte Stadium dieser traurigen Entwickelung wurde durch einen ganz alltäglichen Fall herbeigeführt. Eine ältere unverheirathete Person signalisirte beständig ohne erkennbare Veranlassung. Es blieb nichts übrig, als auf schonendste Weise die Hinterbliebenen zu verständigen, und diese fanden heraus, daß eine



boshafte Anverwandte in verletzender Andeutung eines früheren Vorfalles auf dem Grabe einen Myrthenkranz niedergelegt hatte. Es war leicht, die alte Dame zu beruhigen, aber Das hatte zur Folge, daß nun unsere Kunden ganz allgemein das Thun und Lassen ihrer Hinterbliebenen in den Kreis ihrer Reklamationen zogen. Eine Dame findet zum Beispiel, daß ihre vier Schwiegersöhne zu früh zur Halbtrauer übergehen. Sie läutet täglich zwischen Sechs und Acht. Ein Schriftsteller ist mit der Grabschrift nicht zufrieden. Ein Telegraphenbeamter läutet mit kurzen und langen Intervallen, in einer Art Morseschrift, eine Kritik seines Nachfolgers. Ein Beispiel besonders anstößiger Einmengung in die Familienverhältnisse Hinterbliebener giebt jedoch bis auf den heutigen Tag ein gewisser Hopkins, den ich aus diesem Grunde namhaft zu machen mich nicht scheue.

„Mr. Hopkins, ein fünfundsechzigjähriger, sehr begüterter Mann, hinterließ eine Frau von etwa zweiunddreißig Jahren. Es war zu erwarten, daß sie Verehrer finden würde, und Hausfreunde sind der Ansicht, daß gerade Mr. Hopkins am Wenigsten berechtigt gewesen wäre, hieran Anstoß zu nehmen. Kaum drei Monate nach dem Begräbniß ging die Klingelei los. Als Mrs. Hopkins hiervon Kenntniß erhielt, war sie trostlos. Das Zusammentreffen der Eifersuchtanfälle ihres weiland Gemahls mit den Besuchen ihres Liebhabers war augenfällig. Manchmal



meldete sich der Ehegatte morgens, manchmal nachmittags, meist aber abends, wie denn überhaupt die Zeit von sieben bis elf Uhr bei uns die bewegteste ist. Und jedesmal rasselte die Klingel wohl eine Viertelstunde lang in eigenthümlich kadenzirtem Tempowechsel. Mehrere Monate lang entzog sich die arme Frau durch eine Reise über den Ozean ihrem Verfolger. Erst gestern früh kam sie zurück, — und wirklich hat dieser infame Hopkins in der letzten Nacht bereits wieder viermal angerufen! ...."

Die Geschichte fing an, mich zu ermüden. Der Direktor verlor sich in Einzelheiten.

„Nun, was sind Ihre Ansichten betreffs der Zukunft?" fragte ich.

„So kann es auf die Dauer nicht gehen. Wir arbeiten uns auf. Ich habe mit meinem Bruder, dem Manager des Fourthy-Sixth-Avenue-Hotel, gesprochen; er suchte mir klar zu machen, daß seine Gäste noch anspruchsvoller seien, und schlug mir vor, die Preise zu erhöhen. Aber Das ist schwierig. Meine Hoffnung besteht in der Aufhebung des Vertrages mit der Resurrection Co."

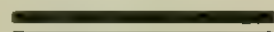
„Aber Sie sagten mir, Das würde die Existenz der Gesellschaft gefährden?"

„In diesem Augenblick vielleicht nicht mehr. Sie steht mit drei weiteren Städten in Unterhandlung. Unsere Kommission stellt ihr glänzende Empfehlungen aus. Wir sind auch bereit, eine Abstandssumme anzubieten. Vor Allem liegt aber ein nahezu zwingender Grund vor. Der



eine der Direktoren ist hochgradig schwindsüchtig und von den Aerzten aufgegeben. Natürlich wird er hier begraben werden. Mit dem Manne konnten seine Kollegen schon zu Lebzeiten nicht fertig werden, — nun denken Sie: wenn der die Klingel in die Hand bekommt! . ."

Das leuchtete mir ein und ich begriff, warum der Kirchhofsverwalter mir nur bis zum fünfzehnten Juni 1898 Schweigen auferlegt hatte.



Aus New-York kabelt man mir, daß der kranke Direktor durch den Gebrauch von Dr. Hamilton S. Myerstines Hämatose (in allen Apotheken erhältlich) gerettet worden ist. Er hat den Weg von Necropolis, Dacota, bis Key West per Rad zurückgelegt und stellt jetzt Beobachtungen über das Gelbe Fieber an.

Die Resurrection Co. ist jetzt damit beschäftigt, acht Kirchhofsinstallationen in den Vereinigten Staaten auszuführen, und hat ihr Kapital auf 7½ Millionen Dollars erhöht. Erste Bankinstitute, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Interessen des deutschen Kapitals in Amerika zu vertreten, sollen im Begriff stehen, sich einen erheblichen Antheil an dem Unternehmen zu sichern.



Unter diesen Umständen betrachtete ich es schon vom ökonomischen Standpunkt aus als eine zeitgemäße Aufgabe, über die Thätigkeit der Gesellschaft, so weit es mir möglich war, Aufschlüsse zu geben.*)

1898.

---

*) Gleichzeitig mit dem Correkturbogen wird dem Herausgeber ein Zeitungsblatt vom April 1902 zugestellt, aus dem ersichtlich ist, daß ein russischer Erfinder eine analoge Vorrichtung in Frankreich zum Patent angemeldet hat, und daß der Tenor de Reszké testamentarisch ihre Anwendung bei seinem Begräbniß verfügt. Ich nehme an, daß die Resurrection Co. nicht verfehlen wird, ihre Priorität zu wahren. D. Herausg.



Die schönste Stadt der Welt.





Momentbilder.

Einen Blick in meinen Guckkasten, lieber Leser. Es kostet nichts. Was siehst Du?

Ein Strom wälzt seine grauen Wasser durch ein Bett von Quadersteinen. Hoch oben, über die Bogen der weißen Sandsteinbrücke, zieht die dunkle Karawane der Menschen und Wagen; auf weiter Terrasse reiht sich Palast an Palast. Wie eine Degenspitze schneidet der Obelisk in die silberne Luft und fern, im Nebel, erscheint ein stolz gezackter Bau mit ragenden Thürmen. Das ist London.

Ein neues Bild!

Der fürstliche Hof des Louvreschlosses ist von blendender Sonne erfüllt. Eine Stadt von Arkaden und gekrönten Pavillonen umgiebt Dich. Im tiefsten Grün der Kastanien blinken Marmorgruppen. Und zwischen den massigen Wipfeln ein breiter Ausblick: der riesige Konkordienplatz zeigt sich mit seinen Kandelabern und weißen Fontainen. Dahinter aber, durch die Baumreihen der elysäischen Felder, wird Dein Auge zu den Höhen des fernen Triumphbogens emporgetragen. Das ist Paris.



Weiter! Es ist Nacht. Um Dich brandet die See. Ein ehernes Riesenbild steigt aus dem schwarzen Wasser, so hoch, daß die Maste der Segelschiffe kaum die Kniee der Freiheitgöttin berühren, die mit ausgestreckten Armen die Fackel emporhält. Noch erkennst Du die feinen Linien der Hängebrücke, die den östlichen Meeresarm überspannt. Und vor Dir, von sprühenden Lichterketten durchzogen, erhebt sich der gigantische Schatten der Stadt mit ihren himmelhohen Häusern und Thürmen. Das ist New-York.

Wie gern möchte ich, freundlichster Leser, Dir ein Bild von Berlin geben, meiner Vaterstadt, die ich mehr liebe als alle Großstädte der Welt zusammen. Aber ich wage es nicht. Der Lustgarten hat durch den Dombau im Weltausstellungstil seinen Charakter verloren. Auf dem Pariser Platz ist der Palast des schwarzen Diamantenkönigs eben erst zur Noth fertig geworden und die Reitende Artilleriekaserne ist, so viel ich weiß, abgerissen. Es ist besser, Du gehst hin und kaufst Dir Ansichtspostkarten.

Würdigung.

Daß Berlin der Parvenu der Großstädte und die Großstadt der Parvenus ist, Dessen brauchen



wir uns nicht zu schämen, denn Parvenu heißt auf deutsch: self made man. Natürlich haben wir keine Tischzeit und keinen Korso, kein Villenviertel und keine City. Kommst Du am Sonntagnachmittag in die Geschäftsviertel von London und New-York, so ergreift Dich der Schauder einer ausgestorbenen Stadt: straßenweit kein Mensch zu blicken und die Hauskatzen laufen über den Fahrweg. In Berlin wohnt man in der Jerusalemerstraße und macht Geschäfte auf dem Kurfürstendamm. Equipagen rollen, wenn die Börse gut steht, und die ältesten Paläste reichen zurück in die Gründerzeit. Genau genommen, ist die Großstadt Berlin gar nicht vorhanden. Was uns den Namen giebt, ist die Fabrikstadt, die im Westen Niemand kennt, und die vielleicht die größte der Welt ist. Nach Norden, Süden und Osten streckt die Arbeiterstadt ihre schwarzen Polypenarme; sie umklammert das schmächtige Westviertel mit Eisensehnen, und wer weiß, was dereinst .... Nein, davon will ich heute nicht sprechen.

Was die Berliner betrifft, so weiß ich nicht genau, ob es keine mehr oder noch keine giebt. Nicht die Fruchtbarkeit des Bodens allein hat die Einwohnerzahl in drei Menschenaltern verzehnfacht. [redacted] Das Alles hindert nicht, daß die Stadt Anerkennung findet. Der Engländer schätzt unsere breiten, freundlichen Straßen mit den sauber getünchten



Häusern; dem Franzosen gefallen die bunten Ketten der Trambahnwagen und die reisigen Schutzleute; der Russe liebt die anmuthigen Gemüsegärtlein, in die wir alle öffentlichen Plätze zu gestalten wissen. Ein Mann aus Chicago nahm eine Probe unseres Straßenpflasters mit und erklärte Berlin für einen reizenden Sommeraufenthalt. Und ein großer amerikanischer Erfinder sagte: „I did n't stop at Cologne, for I don't care for old things" und fügte hinzu, wir seien im Begriff, Philadelphia zu überflügeln.

Wir sind Menschen, also Lobeserhebungen nicht unzugänglich. Darum weitet sich unser Herz und unsere Kehlen stimmen in den Kehrreim ein, der von der Stätte der edelsten Kunst zu uns herniederklingt:

„Berlin wird doch noch ein—mal
Die schönste Stadt der Welt."

Wir sehen im Geiste Paris entvölkert und London verarmt; die Millionen der Welt ergießen sich in den geöffneten Schoß Berlins; unter den Schalmeienklängen des Völkerfriedens ziehen die Nabobs und Silberfürsten die Linden entlang und die Sonne des Erdkreises strahlt über Parvenupolis.

Ehemals.

Nicht immer wehten die Standarten unserer Zuversicht so siegesfreudig. Es gab eine Zeit, da



reichte die Stadt bis zum Pariser Platz, und vor den Thoren versteckten sich Landhäuser mit hohen Ziegelhauben unter blühendem Fliedergebüsch. Alle Droschken waren zweiter, das Pflaster war dritter Klasse, und auf den Straßen standen hölzerne Pumpen und Schilderhäuser. An der Stelle der Bierkirchen und Würstelpaläste gab es Konditoreien von Stehéli und Spargnapani; dort lasen die Bürger ihre politischen Blätter und stritten, ob der göttlichen Sontag oder der himmlischen Crelinger der Vorrang gebühre. Die Schulzes und Krauses, die heute mit ihren Frauen zum Rennen fahren, um auf „Blumenfee", „Stockbroker" oder „Verbrechersohn" zu setzen, sie lagen in ihren Fenstern auf geblümten Kissen oder saßen auf Strohstühlen vor der Hausthür und diskutirten, ob demnächst ein Prinz oder eine Prinzessin zu erwarten sei. Anmuthige Zopfstilhäuser aus der Zeit Meister Gontards, nicht höher als zwei Stockwerke, säumten die breiten Straßen und auf dem Bürgersteig schritten Damen mit farbigen Shawls und Federhüten und nachdenkliche Herren, die aus Büchern mit marmorirten Deckeln und grünem Schnitt die Nahrung ihres Geistes sogen.

Damals hatte Berlin einen Charakter: den der bescheidenen Residenz eines schöngeistigen Hofes, einer Stätte akademischer Kultur. Inmitten der niederen Wohnhäuser, die in Ehrfurcht vor den königlichen und prinzlichen Palais erstarben, ließen klassische Bauwerke ihre vornehme, schön



gemessene Sprache vernehmen, die heute im Tamtam der Gipsorgien und der Stucktrompeten verhallt. Was einst der Stolz und die Schönheit der Stadt war, Das ist heute erdrückt, veraltet, deplacirt. Es ist, wie wenn eine kleine Beamtenfamilie das große Loos gewinnt und „sich neu einrichtet“: da wandern die soliden Mahagonimöbel zum Trödler, weil sie zu Madames goldenen Rococoengelchen nicht mehr passen wollen. Berlin ist nicht gewachsen, es ist verwandelt. Schinkel und Wertheim, Schlüter und Begas vertragen sich einfach nicht. Das königlich preußische findet im kaiserlichen Reichsberlin keinen Platz mehr. Spreeathen ist tot und Spreechicago wächst heran.

Heute.

„Berlin wird doch noch ein—mal,
Die schönste Stadt der Welt . . .“

Ohne dem Versmaß und der lockenden Melodie Gewalt anzuthun, konnte der Dichter die zuversichtlichere Version wählen:

„Berlin ist doch nun einmal“ u. s. w.

Daß er der Zukunft den Vorzug einräumte, — giebt Das nicht dem Philologen und Literaturforscher zu denken?

Eine Stadt kann schön sein ohne durchweg schöne Bauten, ja selbst ohne eigentlich schöne



Bauart. Berlin macht von diesem Vorrecht Gebrauch. Gut gebaut wurde hier unter dem Alten Fritzen und später im Zeitalter Schinkels, der ein größerer Meister war, als wir heute zugeben. Seine Nachfolger, bescheiden und geschmackskundig, wußten den Verfall hinauszuschieben, so lange sie sich auf die Schultern des Ahnherrn stützten. Zum letzten Male haben sie beim Bau des Kunstgewerbemuseums, das eine geistvolle Paraphrase der Bauakademie darstellt, Erhebliches zu Wege gebracht. In den Jahren der letzten großen Kriege wies der herrschende Geschmack, den Zeitverhältnissen angemessen, auf das alte Rom zurück. Antike Säulenordnungen mit Rundbogen und Adlerornamenten fanden Geltung, und Bahnhofsvorhallen drapirten sich als Thermen.

Eine Katastrophe erlebten wir erst, als die Nachahmung deutscher Spätrenaissancekunst über uns hereinbrach. In Bayern hatten Pilotyschüler aus Dachspeichern und Bauernhäusern geschnitzte Schränke ans Licht gezogen und in ihren Ateliers aufgestellt; und ein geistvoller Meister mit Namen Gedon setzte es sich in den Kopf, dem Grafen Schack ein Haus in der neuentdeckten Stilart zu erbauen. Den Münchnern schien der witzige Versuch unterhaltsam; in Berlin aber begab man sich mit dem geschäftigen Ernst des Unternehmers an die Exploitation im Großen. Kaum hatte man in der Leipziger Straße mit starrer Bewunderung die ersten Renaissancemonstrositäten aus der Erde



wachsen sehen, da ward auch schon die ganze Stadt vom neuen Geist befallen. Ueberall klopfte man die harmlosen Reliefmedaillons und Blumenornamentchen von den Fassaden und klebte bauchige Pilaster, gebrochene Giebel, Löwenköpfe und Cartouchen zwischen die öden Fensterreihen. Schnell schlug die Renaissance nach innen — es war die Zeit des neuerstandenen Kunstgewerbes — und alsbald langte und bangte jede Berliner Hausfrau und Mutter nach einem Erker mit Butzenscheiben, einem Spinnrad und einem Paneelsofa.

Dann kam der Schlüterstil und die Schilderhebung des Barock, denn schließlich konnten Münchener Anregungen einheimische Motive und Lokalkolorit nicht ersetzen. Nachdem dann auch Rococo und Klassizismus abgethan waren, erkannte man, daß für ein richtiges Thiergartenhaus nur eine geläuterte Gothik den wahren Geistesausdruck der Bewohner vermitteln könne, und zugleich ward dem gesteigerten Bedürfniß nach Kirchenbauten mit einer Auffrischung des romanischen Sakralstils Rechnung getragen. Für die Zukunft läßt sich durch Subtraktion ermitteln, daß Empire und Biedermaierzeit uns aufgespart sind, während der byzantinische Stil voraussichtlich das Monopol anderer Gebiete bleiben wird.

Man fühlt sich wie im Fiebertraum, wenn man eine der großen Hauptstraßen des Westens zu durcheilen gezwungen ist. Hier ein assyrischer Tempelbau, daneben ein Patrizierhaus aus Nürnberg, weiter ein Stück Versailles, dann Reminis-



zenzen vom Broadway, von Italien, von Egypten, — entsetzliche Frühgeburten polytechnischer Bier-phantasien. Tausend mißverstandene Formen quellen aus den Mauern dieser kleinbürgerlichen Behausungen. In Nudeln, Kringeln, Zöpfen und Locken bläht und ballt sich die erliehene Herrlichkeit aus Gips, Stuck, Kunstmörtel und Cement. Und was birgt sich hinter diesem kunst-historischen Fassadenbabel mit allen seinen Erkern, Thürmen, Säulenstellungen, Balkonen und Giebeln? Ists eine Weltmesse in der Art von Nishnij-Nowgorod, die aus allen Himmelsstrichen die sagenhaftesten Stämme und die fremdartigsten Ansprüche zusammenströmen läßt? Ach, lieber Gott, nein: Das ist es nicht. Hier wohnen ein paar hundert Kanzleibeamte, Ladenbesitzer und Agenten; Einer von ihnen hat die selben Gewohnheiten, Ansprüche und Einkünfte wie der Andere, — und natürlich auch die selbe Wohnung: elf Fuß hoch, Berliner Zimmer und zwei Vorder-stuben, Majolikaöfen und Goldtapete, dünne Thüren mit schlechten Schlössern und Parquet-fußböden mit klaffenden Fugen. Dafür ratrappirt man sich an der märchenhaften Fassade. Alles „fürs Auge".

Stadt- und Straßenbild.

Ich will auf die Mängel unserer Architektur, insbesondere der öffentlichen, hier nicht eingehen.



Daß wir den Sinn für Proportion und den Sinn für Ornamentik verloren haben, ist bedauerlich und erklärt sich vielleicht daraus, daß nur noch auf dem Zeichenbrett gebaut wird, wo jedes Bild sich auf die selbe Größe reduzirt und alle Ausschmückungen, um dem Auge des Bauherrn deutlich zu werden, einen bestimmten Umfang erfordern. Auch sei nur im Vorübergehen erwähnt, daß keins unserer Bauwerke in dem Boden der Mark Wurzeln geschlagen hat. Es sind Topfpflanzen, wie die „zugezogene" Einwohnerschaft, ohne klimatische Ansprüche und ohne Wechselwirkung mit der Umgebung. Die Reichshauptstadt würde sich, da sie nicht international, sondern nationlos geartet ist, an die Newa oder an die Donau versetzt, eben so heimisch oder unheimisch fühlen wie an der Spree. Eine nationale Baukunst wird uns nicht erstehen, so lange diese freieste aller Künste auf technischen Schulen gelehrt wird, so lange Kommissionen ihre Aufgaben prüfen und so lange der offizielle Kurialstil aller öffentlichen Bauten die erlernten Floskeln einer fremden Kunstsprache stammelt. Der Baumeister braucht einen Künstler als Lehrer, einen Maecenas als Bauherrn und eine eigensinnige Nationalität als Baugrund. Sonst ist alle Baukunst nichts als polytechnisches Handwerk.

Doch, wie gesagt: eine Stadt bedarf nicht nothwendig schöner Bauten. Wenn sie aber obendrein ohne landschaftliche Schönheit, ohne befreienden Meeresausblick, ohne breitströmenden



Flußlauf, ja selbst ohne malerischen Reiz des Himmels und der Atmosphäre ihr Leben fristen muß, so entsteht ihr die Pflicht, sich ein bedeutendes und groß angelegtes Straßenbild zu schaffen. Der Ausdruck „Straßenbild" befriedigt mich nicht; lieber sagte ich noch „Straßenlandschaft" oder „Stadtbild"; denn Das, worauf es ankommt, ist das eigentlich landschaftliche Gesammtbild, das durch Anordnung und Gestaltung der Massen in der selben Weise erzeugt wird, wie die natürliche Landschaft aus der Gruppirung der Gebirgsmassen und Vegetationen hervorgeht. Wer einmal Trafalgar Square oder den Kontordienplatz, Piccadilly oder die Piazza della Signoria betreten hat, Der mag ermessen, welchen ergreifenden Eindruck städtische Szenerie rein als Gesammtbild, nicht als Wirkung einzelner Werke, zu erzeugen berufen ist.

Zu sagen, daß Berlin solcher Effekte völlig baar sei, wäre wohl hart geurtheilt. Von der Kunstakademie bis zum Museum zieht sich eine stolze Reihe schöner Bauten; aber ihr grenadiermäßiger Aufmarsch, ihre breiten kastenähnlichen Formen, die coulissenartig uninteressante Vertheilung der Raumflächen mindert die Wirkung, die nächstens durch die überlaute Phraseologie der Domarchitektur gänzlich aufgehoben sein wird. Das kindliche Behagen an symmetrisch geordneten Formen beherrscht unseren militärfrommen Geschmack so sehr, daß jedes Gesammtbild sich in uninteressant harmonische Reihen mit Mittelstück und Pendants auf-



löst und schließlich immer wieder etwas Aehnliches entsteht wie eine Kamingarnitur.

Hygiene und Bequemlichkeit sind die Grundsätze, unter deren Kontrole Berlin sich entwickelt. Gewiß sind sie lobenswerth: aber für den Bau von Rom hätten sie nicht ausgereicht. Ihnen verdanken wir gutes Pflaster, breite Straßen und niedrige Häuser, — und vor Allem diese Häuser behaften die aufstrebende Weltstadt mit einem gewissen ländlichen Ridicule. Es mag gesünder sein, in der Mainzer Landstraße in Frankfurt zu wohnen als in der Via Nuova in Genua; aber äußerlich erscheint diese als ein Bild fürstlicher Vornehmheit, jene als Ausdruck bourgeoisen Banausenthumes, — obwohl ihre Börsen-Fixsterne den Glanz der Häuser Doria und Fiesco längst überstrahlen.

Die Kunst, großartige Straßenzüge zu schaffen, gehört Paris. Eine Eigenthümlichkeit der alten, planlos aufgewachsenen Stadt wirkt hier günstig, die mit der strammen Ausrichtung unserer Häuserbataillone kontrastirt: die Straßen schneiden sich meist in spitzen und stumpfen Winkeln, selten rechteckig. Daher die zahlreichen sternförmigen Kreuzungen, die dem Auge nach allen Richtungen der Windrose gleichartig einen tiefen Blick in das steinerne Labyrinth öffnen und den überwältigenden Eindruck einer fast unermeßlichen Ausdehnung gewähren. Der Blick durcheilt diese ungeheuren Steinschluchten voll Erstaunen über die Einfachheit und Harmonie des architektonischen Bildes. Die gleichmäßige Höhe der



Bauten steht zu der Breite der Straße in glücklichem Verhältniß. Die hohen, leicht zurückweichenden Mansardendächer geben in ihrer grauen Färbung einen ruhigen Abschluß gegen die heiteren Töne der Luft. Die horizontalen Hauptlinien, versinnlicht durch schmiedeiserne Balkongitter, sind in fortlaufender Länge beibehalten, so daß die Massen der Carrés zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt erscheinen. Die französischen Architektenschulen, deren Geheimniß es ist, den Charakter eines Bauwerkes allein durch die Ordnung der wagrechten und senkrechten Linien so plastisch zu verkörpern, daß allem Ornament nur noch die Bestimmung bleibt, die letzte, feinste Nuance auszudrücken, diese Schulen, die sich ihrer Kontinuität und Tradition nicht schämen, haben das Problem der bürgerlichen und zugleich großstädtischen Fassade sehr glücklich gelöst. Parterre und Zwischengeschoß, in Form und Färbung zusammengefaßt, dienen dem geschäftlichen Leben. Hier finden Schaufenster, Reklameschilder, Anzeigen, — kurz, Alles, was das Straßentreiben angeht, ihren Platz. Auf dieser mannigfachen, im Gesammteindruck dunkler wirkenden Grundlage erheben sich, von einer Pilasterordnung gehalten, die beiden Hauptgeschosse. Darüber, als Bekrönung, das dritte, reicher gestaltete Stockwerk; und endlich die Welt der Mansarden, die Wolkenstadt der Poeten und Modistinnen, die Region der beschränkten Mittel und des freien Ausblickes.



Die ganze Straßenarchitektur beherrscht der Gedanke, daß, ungeachtet aller Eigenthums- und Grundbuchsrechte, jedes Häuserviereck eine Gruppe und jede Straße ein Ganzes bildet; sehr im Gegensatz zu unserer Auffassung, die es Hinz zur Pflicht macht, seine sechs Fensterbreiten romanisch zu empfinden, weil Nachbar Kunz die seinen gothisch umrahmt hat, und die den Architekten zwingt, in das Stückchen Mauerwall, das ihm als „Fassade" zu bearbeiten obliegt, seine ganze Seele zu legen. Es ist ungefähr, wie wenn ein Zahnkünstler ein prächtiges Gebiß anfertigt und sich rühmt, er habe jedem einzelnen Zahn besonderen Charakter, Ausdruck und Farbenton geliehen.

City.

Gesundheitpflege und Schönheit lassen sich nicht vermählen. Das Schöne ist selten heilsam und das Heilsame oft widerwärtig. [redacted] Ist es aber wahr, daß Städte nur dann bewohnbar bleiben, wenn sie dem Kodex der Bauordnungen entsprechen, und hemmen diese Gesetzsammlungen die Schönheit und Zweckmäßigkeit einer Groß-stadt, so bleibt nur der Ausweg, Städte zu bauen, die nicht bewohnbar sind. Es entsteht dann das Gebilde, das man in England City nennt.



Wer es liebt, in seinem Schlafzimmer zu rauchen, in seinem Arbeitzimmer zu speisen und in seinen Pantoffeln zu spaziren, Dem wird es Vergnügen machen, mit Weib und Kind in seinem oder anderer Leute Geschäftshause zu wohnen. Du, lieber Leser — ich will es annehmen —, hast hierzu keine Neigung. Du hast, wenn Du erwachst, gern ein Fleckchen Grün vor Deinem Fenster, Du liebst einen Morgenspaziergang und bist gewöhnt, nach der Arbeit Dir die Hände zu waschen, ehe Du Dich an den Tisch setzest. Wenn Du dagegen von Friedenau morgens in Dein Geschäft kommst, so ist es Dir sehr gleichgiltig, ob das Haus, in dem Du arbeitest, vier Stock hoch ist oder achtzehn (denke Dir, in diesem Falle gäbe es einen Aufzug!), ob der Hof ein Drittel der bebauten Fläche einnimmt oder weniger — und was sonst noch derartige Lehrsätze sind. Je dichter die Tagesbevölkerung der City ist, desto leichter finden sich die Menschen, die an die Kette gemeinsamer Geschäftsthätigkeit geschmiedet sind; je höher und gedrängter hier die Geschäftshäuser sich thürmen, desto freier und luftiger können draußen die Wohnhäuser sich ausdehnen. Jede aufgesetzte Etage öffnet in den Gegenden bürgerlicher Behausung den Platz für ein kleines Gärtchen und ein paar grüne Bäume.

Arbeit, wird mir häufig gesagt, ist ein Vergnügen; dieses Vergnügen mehr intensiv als extensiv zu genießen, hätte uns eine City zu lehren.



Ich denke mir in der Gegend zwischen Alexanderplatz und Potsdamerplatz jede Baubeschränkung aufgehoben. Hier entstehen mächtige Bautenreihen, aus Glas, Stein und Eisen, so hoch, wie das Bedürfniß es verlangt und der Baugrund es zuläßt. Längs der Hauptwege des Verkehrs ziehen sich die Straßengeschäfte und Läden, in den Nebenstraßen hausen die Großhändler und Gewerbetreibenden. Nach Art der alten italienischen Handelsstädte finden sich die gleichen Gewerbe in gemeinsamen Vierteln zusammen, wie schon die Bankanstalten und die Arbeitshäuser der Konfektion es heutzutage pflegen. Familienwohnungen werden in dieser nur am Tage belebten Arbeitsstadt nicht geduldet, denn sie dient nichts Anderem als der Kasernirung des Erwerbes. In dieser Beschränkung aber gestaltet sie sich zu einem lebendigen Denkmal menschlichen Fleißes und großstädtischer Energie. Den Bedürfnissen des Wohnens, des Lebens und Athmens zu dienen, sind die äußeren Zonen bestimmt. Hier sind Miethhäuser, Villen, Gärten, wissenschaftliche und künstlerische Institutionen unter gesundere Lebensbedingungen gestellt; wieder erwacht die Hoffnung, junge Generationen ohne den Keim körperlicher und geistiger Großstadtvergiftung heranwachsen zu sehen, und die fortschreitende Expatriirung nach immer entfernteren Vorortstädten, diese neuere secessio plebis in montem sacrum, wird gehemmt.



Perspektiven.

Ich weiß, daß angesichts so mancher psycho- logischen und Besitzes-Fragen es verfrüht er- scheinen muß, so ausschweifende Projekte zu schildern. Immerhin wage ich es, einen Schritt weiter zu gehen und zu behaupten: selbst mit dem Bau einer City haben wir noch längst nicht einen unserer gern ausgesprochenen Bedeutung würdigen Schauplatz geschaffen; das Wichtigste fehlt noch.

Verstand ich Sie recht, mein Fräulein, nannten Sie: „Statuen und Denkmäler?“ Nein, um Gottes willen, nur Das nicht! Denkmäler sind die Juwelen der Städte: sie müssen echt, gut gefaßt und vereinzelt sein. Wir haben leider zu viele böhmische Steine in Talmifassung.

Ich will die billige Gelegenheit nicht aus- nützen, um die vier toten Löwen des neuen Kaiser- denkmals zu insultiren. Eine Anmerkung über neu- artige Bildungen des Monumentalstils kann ich jedoch nicht unterdrücken. In den Wärmehallen unserer Konkurrenzausschreibungen — Kunstwerke sollten nie anders als meistbietend oder mindest- fordernd vergeben werden — finden sich Entwürfe in einer merkwürdigen reckenhaften Stilart. Es wird auf ein gewisses frühgermanisches, waffen- trutziges Feudalthum hingearbeitet. Riesenhafte Quadernmassen als Unterbau markiren die Festig- keit des Bestehenden. Verzicht auf Umrißwirkung und klotzige Linienführung bedeuten germanische Gradheit und Biederkeit. Runenschrift und



Mauerruinen geben das Lokalkolorit, und romanische Kapitäle mit dicken Säulchen erinnern an kirchliche Motive. Hoch auf der Plattform steht der Recke mit gespreizten Beinen und gepanzerten Waden, die Hand am Schwertknauf. Mit vorgestrecktem Kinn und hochgezogenen Brauen blickt er herausfordernd und verächtlich herab auf das verhaßte Civil und die verhaßtere Civilisation.

Die Herren Verfasser, die ihre Kenntniß der Frühzeit aus Wagnerdekorationen schöpfen und die uns die Vergangenheit vom Standpunkte der Brutalität menschlich zu nähern gedenken, verkennen, daß das Mittelalter in seinen Kunstäußerungen tief, bescheiden, gläubig und naiv war und daß es in Deutschland nie einen überragenden Geist gab, der nicht zugleich human war. Pomphafte Deklamationen sind nicht deutsch, auch dann nicht, wenn sie über Biederkeit deklamiren ...

Wir haben in Kunstevolutionen schon manches Betrübsame erlebt. Vor dieser Richtung aber, lieber Gott, bewahre uns in Gnaden. Wenn Du Mitleid hast mit dem letzten Rest unseres ästhetischen Verständnisses: laß die Herren Monumentalkonstrukteure zu Bezirks- und Kriegervereinsvorständen avanciren, denn sie haben die tiefe Ueberzeugung und das Bedürfniß, sich vernehmlich zu machen, und enthebe sie der lästigen und wenig standesgemäßen Aufgabe, uns eine neue Kunstepoche schaffen zu müssen.

Nein: nicht um Aufbauen handelt es sich.



Niederreißen und zerstören, frei legen und Raum schaffen: Das ist das Wichtigste. Aber auch das Schwierigste. Denn wer da baut — was es auch sei: Paläste, Thürme, Brunnen, Denkmäler — Der häuft seine Mühen, Aufwendungen und Verantwortlichkeiten auf ein sichtbares Objekt, das gleichsam als Hypothekenpfand für alle diese Leistungen haftbar bleibt. Das Niederreißen schafft nichts als kahle Lücken, lediglich ideelle Werthe. Der König, der einen halben Wald niederlegt, um von seiner Terrasse meilenweit ins Land zu blicken, oder, um moderner zu sein: der Bankier, der eine Villa entfernt, um sich einen Tennisplatz zu schaffen, handelt ideeller als der Maecen, der eine Wohnung mit Bibelots, einen Park mit Tempelchen, eine Stadt mit Kunstdenkmälern vollstopft, in der Meinung, daß gehäufte Schönheiten zur Schönheit führen.

Ich will von vorn herein zu bemerken nicht verfehlen, daß ich des total Ungeschäftlichen meiner Ausführungen mir klar bewußt bin. Denn eine städtische Behörde müßte nicht im Kern aus kaufmännisch gesinnten Männern und Hausvätern bestehen, sollte es ihr nicht zehnmal leichter fallen, für eine Brücke die sonderbarlichsten Auszierungen zu bewilligen, als ein einziges Gebäude von seinem Platz zu rücken, um Licht und Luft zu schaffen. Dieses aber fehlt uns: Luft, freier Ausblick, Perspektive. Solche Wirkungen lassen sich in Spandau, Magdeburg oder Frankfurt an der Oder nicht



studiren; dazu müßte man nach dem Sündenbabel Paris oder nach der Verbrecherstadt London gehen, wo die Völker sich in Zungen unterhalten. Daß solches Deplacement uns nicht leicht wird, beweist unser Erstaunen über das unerwartete Aussehen der fertigen Hochbahn: wir kannten sie vorher aus den sauberen Aufrißzeichnungen der Projektenmappen; aber Niemand konnte uns über das Bild in natura berichten, da es nur in der ungeheuren Distanz der Stadt New-York, so jenseits des großen Wassers liegt, zu studiren gewesen wäre.

Ausblicke.

Wer aus dem Gewühl und Lärm der volkreichsten Gassen heraustrat und auf der Höhe des Thames Embankment oder an den Ufern des Seinestromes Athem schöpfte und die ermüdeten Augen in weiten Fernsichten Ruhe finden ließ, Dem wird es in unseren Straßen eng und beklommen zu Muth. Straßen, nichts als Straßen; aus Lärm, Geräusch und Getümmel nirgends weder Ausweg noch Ausblick. Wer kann sich rühmen, er habe in Berlin die Sonne untergehen oder ein Wetter heraufziehen sehen? Wir kennen den Himmel über unserem Kopf, das Pflaster unter unseren Füßen, — der Rest ist durch Mauern versperrt und verriegelt. Wohl



giebt es etliche Märkte und Plätze, aber man wird ihrer befreienden Wirkung nicht froh. Die Aerzte erzählen, daß es Leute giebt, die von Angst und Schwindel befallen werden, sobald sie gezwungen sind, über eine ausgedehnte freie Fläche zu schreiten, und nennen diese Krankheit oder Schwäche „Platzangst". Diese armen Patienten müssen sich bei uns wohl fühlen, denn hier beeilt man sich, jeden freien Quadratmeter Bodenfläche mit Gras, Kräutern, Strauchwerk und Knieholz zu bepflanzen. Es ist die krankhafte Neigung des nördlichen Großstädters für „was Grünes", die ihn veranlaßt, drei dürre Kiefern mit Frühstückspapier als Wald und einen Asphalthof mit zwei Oleandertöpfen als Garten hinzunehmen. Gewiß wäre es erfreulich, wenn wir außer dem Thiergarten inmitten der Stadt ein paar schöne Stadtgärten halten könnten; über den Mangel werden uns aber die als Dorfkirchhof verkleideten öffentlichen Plätze, wo zwischen zwei Droschkenhaltestellen etliche Fliedersträucher siechen, nicht hinwegtäuschen. Der Königsplatz könnte ein herrliches und wahrhaft monumentales Rondell abgeben, wäre er nicht labyrinthartig mit Baumreihen und Gartenanlagen so bewuchert, daß selbst das Reichstagsgebäude wie ein Dornröschenschloß dem Blick sich entzieht.

Kaiser Nero muß mit seiner Leidenschaft für pyrotechnische Künste die Vorliebe für freie Aussicht und architektonische Verkürzung verbunden haben, die ich uns Allen wünschen möchte. Es



ist nicht so unverständlich, wie die alten Historiker es hinstellen möchten, daß er, von dem Gewinkel in der Nachbarschaft des kaiserlichen Palatin degoutirt, einst eine heitere Nacht wählte, um sich ein Feuerwerk ohne Gleichen und der Stadt Rom die letzte Freiheit zu verschaffen, die sie zu tragen vermochte: die Freiheit der Aussicht. Das Strafgesetz verbietet uns heute diesen vereinfachten Weg; aber in der harmlosen Verdünnung unserer gemilderten Sitten dürfte ein Tropfen neronischen Blutes willkommen sein.

Wenn ich Bürgermeister von Berlin wäre mit unbeschränkter Machtvollkommenheit — und schriebe ich nicht Zeitungsartikel, so möchte ich wohl Bürgermeister sein —, dann finge ich ein Regiment an, daran der alte Römerfürst seine Freude haben sollte. Sofort beriefe ich meinen Senat. „Hütet Euch, Versammelte Väter", so redete ich, „vor politischen Parteiungen. Wohl weiß ich, daß übel denkende Bürger Eure Kurie zu einem Kampfplatz der Parteien, zu einem Parlament der Refusirten erniedrigen wollen. Es entgeht mir nicht, daß etwelche ehrgeizige Negozianten nichts lieber hätten, als ihre des Landtags nicht fähigen Söhne und Schwiegersöhne auf Eure geheiligten Sitze sich drängen zu sehen, um Zwiespalt und Unfrieden zu stiften oder, wie sie selbst es nennen, zu neuen ‚Gesichtspunkten' sich durchzuringen. Ich aber habe die Ueberzeugung, daß Ihr unbehelligt von allen außen Stehenden und Mißvergnügten die höchsten



Aufgaben Eures Amtes erfüllen werdet. Aus der großen Stadt werdet Ihr die Großstadt, aus der neuen Stadt der reichen Welt die Weltstadt des neuen Reiches schaffen. Darum, Versammelte Väter, bewilligt mir einen Kredit von einer Milliarde, dazu das Recht der erbarmungslosen Expropriation, — und seid gewiß, daß Euer Geld besser angelegt sein wird als in Pfandbriefen und Konsols. Denn die Völker von Morgen und von Abend werden sich bei Euch zu Gast laden und Haufen von Gold und Edelsteinen vor Euch ausschütten; und die Enkel werden Euer Andenken dankbar segnen, als ob Ihr ihnen zehntausend Suppenanstalten hinterlassen hättet".

Und alsbald beginnt das Werk planmäßiger Zerstörung. Der Gendarmenmarkt wird auf der einen Seite bis zur Leipziger Straße, auf der anderen Seite über die Linden und das Terrain der niedergelegten Kunstakademie hinweg bis zur Spree verlängert. Diese neue und kolossale Via Triumphalis übernimmt den Verkehr der Friedrichstraße, denn sie ist durch einen breiten Straßenzug mit dem Oranienburger Thor verbunden. In ihrer Mitte, rechts und links von den Linden, erheben sich die künftigen Kaisermonumente, nach der Spree hin bildet die Fassade des neuen großen Opernhauses den Abschluß. Der Leipziger wird mit dem Potsdamer Platz vereinigt. Die Front der Josty-Ecke wird zu einer monumentalen Kaskade in der Art der Fontana Trevi gestaltet.



An der Stelle des Potsdamer Bahnhofes führt ein Südboulevard hinab nach dem Feldherrnring und weiter nach dem neuen Centralbahnhof. Das jetzige Bahnterrain, das der Fiskus mit freundlichem Lächeln abtritt, bildet das eleganteste Stadtviertel von Berlin.

Ein Westboulevard, breiter als die Linden, führt von der Potsdamer Brücke geraden Weges bis an die Gedächtnißkirche. Von dort, mitten durch den Zoologischen Garten, eine vierfache Parkallee zum Großen Stern. So entsteht durch die Vereinigung mit der Charlottenburger Chaussee und der Siegesallee, die ebenfalls auf die Potsdamer Brücke mündet, ein Ringkorso, wie ihn keine Weltstadt besitzt.

Der Königsplatz wird freigelegt; die Siegessäule wird mit verlängertem Schaft und vereinfachtem Unterbau auf die Mitte des Alsenplatzes zurückgeschoben. Die Stelle von Kroll nimmt ein neues Akademiegebäude ein; im Mittelpunkt des Platzes, der bis zur Charlottenburger Chaussee reicht, erhebt sich das Denkmal der Heroen des neuen Reiches. Den Abschluß bilden in riesigem Bogen zwei Kolonnadenzüge, die an der Einmündung der Siegesallee sich in einem Triumphbogen vereinigen ....



... Verzeihe mir, lieber Leser: Alles ist nur Scherz. Ich wollte kein Preisausschreiben über die Verschönerung Berlins mit „sachgemäßen Vorschlägen" beantworten. Wir hatten uns darüber unterhalten, wie man Weltstadt wird, — und ich meinte nur, daß Dies mit Trottoirverbreiterungen und Uraniasäulen nicht gethan ist.

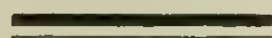
Sei unbesorgt! Ich will nicht Bürgermeister werden und unsere städtischen Machthaber sind bekanntlich keineswegs unbeschränkt. Auch lassen Körperschaften dieser Art sich keinerlei Vorschriften machen und Milliarden sind leichter gefordert als bewilligt. Nein, es wird weder Kaskaden noch Triumphstraßen geben; und draußen, vor dem Brandenburger Thor, wird sich eben so wenig ändern, wie sich seit fünfundzwanzig Jahren geändert hat. Ich glaube, selbst der blinde Leiermann steht noch dort, dem ich als Kind manches runde Dreierstück in die Blechbüchse stecken durfte, wenn meine Großmutter mich vor das Brandenburger Thor führte, um den alten Kaiser ausfahren zu sehen. Damals spielte der Invalide „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien"; und wenn er inzwischen mit der Zeit fortgeschritten ist, so hat er wohl heute den neueren und fröhlicheren Refrain auf der Walze:

„Berlin wird doch noch ein—mal
Die schönste Stadt der Welt".

1899.



Physiologie der Geschäfte.





Von Geschäften insgemein.*)

Wenn ich solche Handlungen ausnehme, die geraden Weges auf Befriedigung der Instinkte gerichtet sind, so liegt in Allem, was wir mit dem Blick auf ein bestimmtes Ziel beginnen, ein Geschäft. Ich verlasse abends mein Bureau, miethe einen Wagen und fahre zu Krestowskij oder nach Arkadia: es ist ein Geschäft. Ich bestelle ein Diner: es ist ein Geschäft. Ich begegne meinem Freunde Davidow oder meinem Konkurrenten Meyerstein und lade ihn ein, theilzunehmen: abermals ein Geschäft (und meist ein schlechtes). Wir fordern ein paar schwarz gekleidete Zigeunerinnen auf, uns ein Lied zu singen, oder wir kehren nach dem Klub zurück, um eine Partie zu machen: immer wieder ein Geschäft. Der Schriftsteller, der einen Roman

*) Diese Aufzeichnungen entstammen dem Nachlaß des jüngst verstorbenen kaiserlich russischen Etatsrathes Nikolaus von der Mühl, meines Oheims von mütterlicher Seite. Sie wurden verfaßt zu einer Zeit, wo Herr von der Mühl in mir seinen natürlichen Geschäftsnachfolger sah, und sollten mir einen Theil der geschäftlichen Erfahrung des alten Herrn übermitteln. Als Regierungsbeamter aber glaube ich solcher Praxis zu bedürfen, zumal ich als Hauptbetheiligter der nunmehrigen Aktienbank „Von der Mühl, Goldschmidt & Co." in Petersburg die Leitung der Geschäfte einem Direktorium überlassen konnte, dessen Sitzungen mehrmals im Jahre zu präsidiren mir genügt. Dadurch, daß ich die Blätter, die für mich den Werth einer Erinnerung haben, der Oeffentlichkeit über-



konzipirt, der Maler, der ein Bild entwirft, der Sänger, der eine Arie einübt: Jeder von ihnen fängt ein Geschäft an, das, wenn es gut geht, im Bureau des Verlegers, des Kunsthändlers oder des Theaterdirektors zum Abschluß gebracht wird.

Man macht Geschäfte; aber man scheut sich, davon zu sprechen. Ist es Schamhaftigkeit? Man unterhält sich von den Eigenartigkeiten der Verdauung, von körperlichen Gebrechen und fleischlichen Gelüsten, aber man verschweigt die Mitgift seiner Frau und die Höhe seines Einkommens. Wir möchten gern menschlich groß erscheinen: ganz Wille, Geist, physische Kraft. Der Erfolg unseres weltlichen Thuns soll uns wie eine unfreiwillige Aureole umglänzen, Etwas, das eher gegen unseren Wunsch als durch unser Mühen entstanden ist, unter dem wir leiden. Wir möchten Das, wonach wir streben, als eine

---

gebe, glaube ich, eine Pflicht dem Verstorbenen gegenüber zu erfüllen. Ob die darin niedergelegten Meinungen geeignet sind, Personen des Handels- und Gewerbestandes vortheilhaft zu beeinflussen, bleibe dahingestellt. Daß ich selbst mit einer Anzahl der Theoreme mich zu identifiziren nicht vermag, ergiebt sich aus den Voraussetzungen meines Berufes. Wenn ich trotzdem mit wenigen Auslassungen und Kürzungen es genügen ließ und den oft allzu leicht geschriebenen Text im Wesentlichen unverändert beibehielt, so leiteten mich naheliegende persönliche Empfindungen. Die spärlichen Randbemerkungen, die ich mir beizufügen erlaubte, tragen ihre Rechtfertigung in sich selbst. Ein wohlmeinender Leser wird in ihnen eher den Versuch einer Rechtfertigung als den einer Kritik erblicken.



Dornenkrone bewundert sehen, eine Last, die uns schmerzlich von den übrigen Menschen scheidet. Nur das Altererbte, Vorzeit- und Sagenhafte versöhnt uns und wir verzeihen allenfalls unseren Großvätern Das, was wir selbst nicht gern uns vorwerfen lassen.

Ich muß gestehen, daß ich mich von solchen Vorurtheilen nicht ganz frei fühle. Den Schlag der self-made men, zu dem ich mich rechnen muß, liebe ich nicht; und wenn sich Einer seiner mangelhaften Erziehung rühmt und mir die seit Aeonen gleiche Geschichte von dem Sack und den zwei Thalern erzählt, mit denen er vor fünfzig Jahren in die Stadt eingezogen, so fühle ich die Versuchung, ihm zu erwidern: „Nun, mein Lieber, und was hat sich geändert?“

Mein Freund, der Bildhauer Simon Simonowitsch, wirft mir vor, Geld zu verdienen, sei der einzige Zweck aller Geschäfte. Statt zu antworten, pflege ich ihn zu fragen, wie hoch er eine seiner meisterhaften Schachpartien spiele. Dann erklärt er mir entrüstet, zwischen Gewinnen und Gewinn sei ein Unterschied.

Wenn ein Monarch die Grenzen seines Landes zu erweitern oder ein Staatsmann oder Militär einen höheren Rang zu erklimmen strebt, so hat er den Verdacht der Gewinnsucht kaum zu fürchten, obwohl mit dem Zuwachs an Macht auch materielle



Vortheile sich einzustellen pflegen. Aber ein Geschäftsmann mag Unternehmungen schaffen oder Kirchen bauen, Kolonien gründen oder Stiftungen errichten: es ist außer jedem Zweifel, daß er nur die Erhöhung seiner Renten im Auge hat.

Für meine Person denke ich anders. Ich würde neun Zehntel meiner Renten opfern, um unbesoldeter Leiter der Bank von England oder Vermögensverwalter der Rothschilds zu sein, denn mich lockt die Aufgabe, nicht das Ergebniß. Bei meinen Geschäften habe ich stets an die Stärkung und Erweiterung meiner Unternehmungen, nie an die Konsequenz des Geldgewinnes gedacht. Den habe ich mich gewöhnt als eine selbstverständliche und nebensächliche Form meines Handelns zu betrachten, als einen gebührenden Tribut eroberter Gebiete, die aus höheren Gründen unterjocht werden mußten. War es bloßes Streben nach Macht? Vielleicht; wenn man unter Macht die Herrschaft über Dinge, nicht über Menschen versteht. Die über Menschen hat mich nie beglückt, denn ich liebe Servilismus und Schmeichelei nur als Zuschauer, nicht als Betroffener. Dagegen hat es mir jedesmal eine Art von Befriedigung gewährt, wenn ich die Gegenden am Don bereiste, die ich einst als Steppen und Wüsteneien gekannt hatte. Wenn ich die neu entstandenen Ortschaften zu Städten anwachsen sah, angefüllt mit Menschen, die aus den Tiefen des früher kargen Bodens ihre Kräfte sogen, wenn tausend Maschinen ihre Räder rollten und hundert



Kaminsäulen ihre Rauchopfer brachten, dann erinnerte ich mich gern, daß es eine gewagte Idee gewesen war, in dieser verachteten Gegend Hüttenwerke zu errichten, und ich freute mich, zurückblickend, der Sorgen und Aengste, mit denen jede Handbreite dieses Landes befruchtet werden mußte.

Ich habe vierzig Jahre lang mich gefragt, aus welchem Grunde die Menschen das Geldverdienen als Beruf, oft als Leidenschaft pflegen. Die Selbsterklärungen der pathologisch Behafteten haben mich oft ergötzt; ich stelle sie in eine Reihe mit denen der Briefmarkensammler.

Die Einen sagen: Wir wollen unseren Unterhalt sichern. Dabei sind sie sechzig Jahre alt und können eben so wenig mehr ihre zwei Millionen ausgeben wie die dritte, für die sie sich opfern.

Die Anderen behaupten: Wir wollen für die Zukunft unserer Kinder sorgen (diese Idee macht aus so vielen Juden die hartherzigsten Wucherer). In Wirklichkeit überlegen sie sich noch auf dem Totenbett, ob es nicht besser sei, ihr Testament umzustoßen und eine Stiftung zu bedenken, statt ihrer Söhne, die vielleicht das Bluterbe in alle Winde streuen werden.

Ich sehe nur zwei Erklärungen für das Scharren und Kratzen; zunächst die Sammelwuth. Ein Sammler kann sich zu jeder Zeit mit jedem



anderen Sammler vergleichen und zahlenmäßig sein Werthverhältniß feststellen. Ein Mensch, der seinen Werth in imponderablen Vorzügen sucht, kann Das nicht. Das Geld ist aber das ideale Sammelobjekt, denn es ist selbst nichts Anderes als eine Vergleichsgröße, ein Maß, ein Skalar. Ich kannte einen geisteskranken Financier, der, in normalem Zustande flach und unbedeutend, während seiner Anfälle ein hervorragender Geschäftsmann war. Oft ging ich mit ihm über den Newski-Prospekt, und ich erinnere mich, wie er mir einmal auf der Polizeibrücke sagte: „Sehen Sie, heute bin ich vergnügt. Unter den tausend Menschen, denen wir begegnet sind, war nicht Einer, der halb so viel Geld hat wie ich." Ich glaube, es war einer seiner lichten Momente.

Die zweite Erklärung ist eine Art postumen Ehrgeizes. Sind doch die meisten Besitzthümer postume Freuden, die zu genießen oder vorauszuschmecken nur mit einem guten Quantum Glauben und Aberglauben möglich ist. In dieser Hinsicht läßt sich neben die Hoffnung der Dichter, Philosophen und Künstler auf Anerkennung späterer Geschlechter die Freude an einer überraschenden Testamentseröffnung rangiren. Eine ältere Dame meiner Verwandtschaft war von so abschreckendem Geiz, daß ich ihr wider Gewohnheit Vorhaltungen machte. Sie widerlegte mich kurz dadurch, daß sie mir erklärte: „Von Genüssen des Lebens erwarte ich nichts mehr. Wenn aber mein Testament einmal zum Vorschein kommt



und meine guten Freunde sich über Das ärgern, was ich hinterlassen habe, so werde ich zum letzten Mal ein wirkliches Vergnügen empfinden."

Ein geistig Freier wird das Anwachsen seines Vermögens nur als eine annehmbare Nebenwirkung seiner Thätigkeit beobachten, mit dem selben Gefühl etwa, mit dem ein Gutsbesitzer in seinen Nutzforsten erquickliche Spaziergänge entdeckt; und wenn er an einem Theil seines Vermögens festhält, so wird es der Rest sein, der ihm gesellschaftliche Unabhängigkeit, weiße Wäsche und die Erziehung seiner Kinder sichert.

Von guten und schlechten Geschäften.

„Ehrlich währt am längsten."

Mein verstorbener Sozius sagte: „Es giebt nur gute Geschäfte." Das ist so falsch wie alle einleuchtenden Wahrheiten. Keine Meinung hat so sehr zur Entehrung des Handels beigetragen wie die, daß jedes gute Geschäft auf Kosten und zum Schaden eines Partners gemacht sein müsse. Ich behaupte, daß Geschäfte dieser Art durchaus nicht gut, sondern schlecht sind; schlecht schon deshalb, weil sie sich nicht beliebig wiederholen lassen. Ich kann, bei ausreichender Tüchtigkeit, einen schwarzen Filz und einen leinenen Lappen als Hut Napoleons des Ersten und als Schnupftuch der Königin Elisabeth verkaufen, und wenn ich Glück habe, kann ich das Experiment zwei-,



dreimal erneuern. Ich zweifle aber, ob es möglich ist, auch nur die Hälfte sämmtlicher Antiquare Europas mit solchen Kuriositäten zu versorgen. Mit gleichem Aufwand an Intelligenz, Arbeitskraft, Ueberredungskunst hätte ich unendlich ausgedehntere und einträglichere Absatzgebiete schaffen können, nämlich dann, wenn ich wirklichen Bedürfnissen wirkliche Erfüllungen gebracht hätte. Das Geschäft war schlecht.

Es giebt eben so Geschäfte, die für beide Theile ungünstig sind, wie solche, die beiden nützen. Es ist deshalb ein thörichter Aberglaube, anzunehmen, daß die Interessen beider Kontrahenten einander entgegengesetzt sein müssen und daß dem Einen nur Das von Vortheil ist, was den Anderen schädigt. Zwei Beispiele: Für ein Fabrikterrain bietet mir ein Bauunternehmer einen reichlichen Preis, der angemessen scheint, weil die Lage für sein Unternehmen ungewöhnlich günstig ist. Das Geschäft kommt zu Stande, aber die Bahnhofsanlage erweist sich als verfehlt. Gleichzeitig merke ich, daß mir für eine Erweiterung meiner Fabrik der Platz fehlt, weil ich das Grundstück leichtsinnig weggegeben habe. Wir haben Beide die wahren Bedürfnisse verkannt und das Geschäft, das für beide Theile eine glückliche Kombination zu sein schien, ist für beide Theile schlecht.

Umgekehrt: Ein Kaufmann sieht, daß sein alteingesessenes Ladengeschäft zurückgeht. Er hat es ererbt und ist bereit, es zu beliebigem Preise loszuschlagen, weil er erkannt hat, daß für seine



Waare kein genügender Bedarf mehr vorhanden ist. Ein Konkurrent glaubt, unter der bewährten Firma einen neuen Artikel erfolgreich vertreiben zu können, dem er bis dahin nicht die rechte Beachtung verschaffen konnte. Er erwirbt das Unternehmen; nach Ansicht der Zunftleute viel zu theuer. Trotzdem haben Beide ein gutes Geschäft gemacht: der Eine hat sich vor dem Ruin bewahrt und einen Betrag erhalten, auf den er nicht rechnen konnte; der Andere hat ein an sich theures Objekt durch eine glückliche Kombination in ein preiswerthes verwandelt. Beide haben vorhandene Bedürfnisse erkannt und befriedigt.

Bedürfnisse erkennen und Bedürfnisse schaffen, ist das Geheimniß alles ökonomischen Handelns. In großen deutschen Städten giebt es fast in jeder Straße ein Schreibwaarengeschäft. Angenommen, ich empfinde den unbezwinglichen Drang, zu den neunhundertfünfzig bestehenden das neunhunderteinundfünfzigste zu fügen, und errichte es in angemessener Nähe eines tüchtigen Konkurrenten, ohne sonst Neues zu ersinnen: welches Recht habe ich mir erworben und welchen Nutzen habe ich gestiftet? Vielleicht kann ich den Gewinn meines Vorläufers schmälern und dem Kommis aus dem Nebenhause, der alle vierzehn Tage Stahlfedern einkauft, zwei Minuten Weges



ersparen. Sicherlich werde ich über die Noth des Mittelstandes klagen und gesetzliche Hilfe fordern. Das ist Alles; und im Uebrigen thue ich gut daran, mir rechtzeitig ein Exemplar der Konkursordnung anzuschaffen. Das Gegentheil Dessen, was ich versuchte, war Bedürfniß. Der Kommis aus dem Nebenhause ist durch mich nicht zufriedener geworden, denn er braucht eine ganz besonders geartete Sorte (man kann nicht alle Artikel führen) und mußte deshalb ein anderes Geschäft aufsuchen. Gut, daß ich ihm wenigstens ein paar vorjährige Neujahrskarten aufschwatzen konnte. Uebrigens mußte er an jenem Tage noch zwei längere Wege machen, denn er wünschte eine Bartbinde und eine Cigarrenspitze zu erwerben, mit denen ich ihm nicht dienen konnte. Hätte ich hingegen ein Waarenhaus errichtet, so konnte der Kommis nicht allein Schreibfedern, Bartbinden und Cigarrenspitzen, sondern auch Stiefelwichse, eingemachte Früchte und seidene Jupons finden, — und Alles ohne Kaufzwang, nasse Füße, Zeitverlust und viermaliges Pferdebahnfahren. Aber meine Phantasie, Initiative und Kapitalkraft reichten nicht weiter als bis zur blöden Nachahmung eines abgebrauchten Schemas; und so hätte ich besser gethan, mich beim nächstbesten Waarenhause um eine Kommisstelle zu bewerben und mich einer kräftigen Organisation und Willenskraft zu fügen, statt durch das Streben nach unverdienter Selbständigkeit mich und den Wohlstand des Landes zu schädigen.



So lange die Genüsse des Lebens nur einigen Tausenden gegönnt sind, so lange es hungrige, schlecht gekleidete, mangelhaft unterrichtete, kranke und unfrohe Menschen giebt: so lange giebt es ökonomische Bedürfnisse, die Geschäfte ermöglichen und Geschäfte verlangen. Und werden nicht neue Bedürfnisse täglich geschaffen? Vor zwanzig Jahren fiel das zweite Empire und mit ihm sein Symbol: die Krinoline. Es ist bekannt, daß bedrängte Händler und Fabrikanten von Stahlreifen sich dadurch aus der Noth halfen, daß sie ein allerliebstes Spielzeug erfanden. Es hieß Cricri und befriedigte das neuerwachte Bedürfniß nach Mißklang und Unfug so gut, daß es erst von der Erde verschwand, nachdem alle Stahlreifenmänner Millionäre geworden und alle nervenschwachen Europäer gestorben waren. Und wie war es mit den Ansichtspostkarten? Und dem Rauchtabak? Und den Fahrrädern, Schreibmaschinen, Nähmaschinen, Photographien, Petroleumlampen, Kinderwagen, Telephonen, Telegraphen, Eisenbahnen, Dampfmaschinen? Thorheit und Genialität, Trägheit, Genußsucht, Mitleid und Eigennutz reichen einander täglich die Hand, um uns Bedürfnisse zu schaffen, zu erneuern und zu verwandeln. Und Ihr, die Ihr Euch rühmt, jede Lokalanzeige und jede Reporterneuigkeit zu kennen, wollt in dem unendlichen Rädergetriebe keine Speiche entdecken, die Ihr packen könnt?



Von Geschäftsleuten.

In Romanen findet man mitunter die Beschreibung des Grandseigneur der Geschäftswelt. Ein vornehmer älterer Herr mit grauem Backenbart und noblen Requisiten: Arbeitskabinet, Lederfauteuils, Eisbärenfell, schweren Havanas. Der Sekretär erscheint, berichtet, — und blitzschnell werden Befehle und Depeschen diktirt. Eine Kreuzung aus Diplomat und Feldherr.

Gewiß, ich kenne einige Typen dieser Art. Der mit dem Diplomatengeschick ist in der Regel ein guter Unterhändler und Agent, Der mit dem Feldherrnblick ein geschickter Börsenjobber. Große Geschäftsleute sind Beide nicht. Ein Geschäftsmann großen Stils, ein Schöpfer und Erhalter großer Unternehmungen scheint mir eher mit dem Bauern und Landwirth verwandt zu sein; fast immer ist er geringer Abkunft und selten als Großstädter geboren. Starker Knochenbau, starke Hände, schwere Züge, nervenfreies Temperament. Einem Menschen mit spitzen Fingern, steiler oder zu schräger Handschrift und flackerndem Blick würde ich schwerlich meine Interessen anvertrauen. Eben so wenig einem, der zu schnell und zu geschickt spricht.

Die Eigenschaften, die verlangt werden, sind Fleiß, Uebersicht und Gedächtniß. Herzensgüte schadet nicht, Jähzorn ist gut. Gefährlich ist allgemeine Bildung; ich kenne nur Wenige, die über den Schatz ihrer Kenntnisse nicht gestrauchelt sind.



Fleiß! Ich fühle mich beklommen durch die Banalität der Ansichten, die ich über diese Tugend zu sagen habe. Aber in unserer Zeit der trägen Genies ist es nöthig, manchmal daran zu erinnern, daß eine Meinung nicht wahr zu sein braucht, weil sie paradox ist, noch falsch sein muß, weil unbefangene Menschen daran glauben.

Ein junger Mann aus guter Familie lobte mir seine Begabung und fragte mich, was er im kaufmännischen Beruf verdienen könne, unter der Bedingung, daß er täglich nur fünf Stunden arbeite. Ich antwortete ihm, daß in Geschäften die Arbeitszeit nur von der siebenten Stunde aufwärts bezahlt werde, und veranlaßte ihn, in den Staatsdienst zu treten. Meine Beamten pflege ich darauf hinzuweisen, daß ich sie für ihre Arbeit bezahle und für ihre Mußestunden avanciren lasse. Denn alle nutzbringenden Gedanken, alle Neuerungen und Fortschritte kommen in der Abgeschiedenheit der Feierzeit zur Welt, nicht unter dem Scharren der Federn und dem Lärm der Verhandlungen; und wer mit der Radlermütze, der Jagdjoppe oder den Filzpantoffeln einen neuen Menschen und ein frisches Gehirn anzieht, Der darf nicht den Ehrgeiz haben, neue Wege zu wandeln.

Nein: leider genügt es nicht, am Schreibtisch zwischen zwei guten Cigarren große Ideen zu konzipiren, die nachher durch Sekretäre und Direktoren automatisch ausgeführt werden. Dem Geschäftsmann großen Stils vergeht der Tag



zwischen Anfragen und Antworten, Besuchen, Verhandlungen, Akten und Statistiken, Rechnungen und Rapporten, Beschwerden, Streitigkeiten, Personalien, Rechtsgutachten, Besichtigungen, — kurz, im Suchen, Forschen, Fragen, Prüfen, Wägen: und ach, nur ein Tausendstel von Dem, was er thut, ist Handeln.

Ich pfeife auf Das, was man die großen Ideen nennt. Sie liegen auf der Straße. Sie kommen zu Dutzenden, dieses Gesindel, wenn wir träumen, wenn wir verdauen oder wenn wir Erholung suchen. Und Das ist ihre rechte Zeit und ihr rechter Ort; am Feierabend mag man ein paar Stunden ihren großen Reden und hohen Gesten verschenken. Es ist nichts leichter als zu sagen: bauen wir eine Bahn quer durch Asien, vereinigen wir alle Petroleumquellen der Erde, lenken wir die Goldflüsse Belgiens und Frankreichs durch russische Industriekanäle, erschließen wir ungemessene Landgebiete Amerikas durch Ansiedlung, Verkehrsmittel und Städtebau. Ich stelle mir vor: ein Industriekönig liest in seiner eigenen Biographie, wie der „große Gedanke" seines Lebens erklärt, erläutert und gefeiert wird. Wie muß der Ehrliche über die Gläubigkeit der Chronisten lachen! Denn die große Idee war, als er sie aufgriff, eine zehn-



mal breitgetretene Plattheit, ein Erbstück, ein Gemeingut aller Vernünftigen gewesen: was gefehlt hatte, war der Mann, der Wille, der Fleiß, die Ausdauer. Und war Genialität dabei nöthig, so war es die Genialität der tausend Mittel, der tausend Auswege und Umwege, der Ueberzeugungskraft und der Halsstarrigkeit.

Ich hasse die geistreichen Gedanken und mißtraue den brillanten und paradoxen Worten. Oft bekomme ich Briefe, knapp geschrieben, lebhaft stilisirt, die im Voraus alle Einwendungen widerlegen und mathematisch unantastbar folgern —: Vorsicht! Es sind Blumen auf Draht. Ich kenne die Versuchung, die zumal an jüngere Menschen in leitender Stellung herantritt, von zwei Entscheidungen die geistreichere zu wählen. Du leitest eine Konferenz. Ein halbes Dutzend abhängiger Leute umgiebt Dich, verpflichtet und bereit, auf Deinen Gesichtsausdruck hin zu lächeln, zuzustimmen, die Köpfe zu schütteln oder sich zu entrüsten. Natürlich ist es amusant, eine ernste Frage durch ein Epigramm zu erledigen, einen Menschen mit einer Grimasse zu verurtheilen, und Du erntest den Beifall, den Du ersehnst, auf der Stelle, Zug um Zug. Aber vergiß nicht, daß die Werkzeuge, die Deine Fehler in die Wirklichkeit zu übertragen berufen sind, sich in alle Winde zerstreuen, wenn die Saat Deiner Thorheit aufgeht, und Dir allein die Verantwortung vor die Füße werfen. Friedrich der Große hatte das Recht, witzige Reskripte zu machen, denn



er war ein preußischer und absoluter König. Aber man wird beim ersten Blick finden, daß die geistreichsten Entscheidungen meist die unwichtigsten Sachen betrafen, und bei näherer Prüfung, daß sie nicht immer die gerechtesten waren.

Die Freude an salomonischer Geschäftsweisheit habe ich verloren in der Schule meines ersten Lehrmeisters und Chefs, der ein stiller und spießbürgerlicher Mann und einer der ersten Financiers seiner Zeit war. Er war Bankier und sah einen großen Theil des Nationalvermögens jahraus, jahrein durch seine Hände fließen; aber sein Beruf hatte ihn mit einer solchen Abneigung gegen Geld und Reichthum gesättigt, daß er vermeiden lernte, sich ein Vermögen zu schaffen, und seinen Wunsch, mittellos zu sterben, erfüllt sah. Mein Chef war das Gegentheil eines Diplomaten. Wenn eine große grundsätzliche Frage ihn beschäftigte, so zog er Jeden zu Rath, der ihm in den Weg kam. Er sprach davon mit seinen Angestellten, mit seiner Frau, mit seinen Konkurrenten, womöglich mit seinem Diener, so etwa, wie es den Juden vorgeschrieben ist, über das Gesetz zu diskutiren: „Wenn Du sitzest und wenn Du gehest, wenn Du Dich legest und wenn Du aufstehst.“ Er ließ nicht nur alle Einwendungen gelten, sondern er berichtete gewissenhaft jedem Nächstfolgenden, was der Vorhergehende gesagt hatte. Zuletzt, oft nach Wochen, wenn Keiner mehr an die Sache dachte, kam er



mit seinem Vorschlag. Ungeschickt vorgetragen, mit langen Ausschweifungen nach rechts und links, machte seine Lösung den Eindruck von etwas höchst Trivialem, Uninteressantem, Selbstverständlichem, ähnelte Manchem, was lang und breit besprochen war, — und war doch nicht ganz das Selbe. Ohne Geräusch wurde die Direktive befolgt und meist viel später erst wurde deutlich, welche Ausblicke der neue Weg eröffnete, dessen Eigenart anfangs verborgen geblieben war.

Und ist es nicht ähnlich mit großen Erfindungen und neuen Systemen? Eine feine Gesteinspalte, an der Tausende vorübergegangen waren, undurchdringlichen Fels vermuthend: dem Einen wird sie offenbar, — und mit schlichtestem Werkzeug und wenigen Hieben sieht er zu ungeahnten Grotten und verborgenen Schätzen den Weg gebahnt. Und die erste Frage jedes Erfinders und Denkers, wenn eine neue Errungenschaft ihm angekündet wird, ist die: Wo lag bisher die blinde Stelle in meinem Auge und der tote Punkt in meinem Gehirn?

Als ich vorhin von Uebersicht und Gedächtniß sprach, erinnerte ich mich der Sätze, mit denen Taine das Inventarium des napoleonischen Geistes umschreibt. „Atlanten" nennt er die aufgespeicherten und encyklopädisch geordneten Notionen dieses Weltenverstandes, der die letzte Kanone seines



Kaiserreiches, das letzte Bataillon seines Feindes, das letzte Bankbillet seines Budgets registrirt. Nur solche Atlanten und Bücher, ungeschrieben und ungedruckt, aber in weiche graue Gehirnmasse geätzt, können reden, inspiriren und Wege weisen.

Ich hasse Notizbücher. Wer viel notirt, ist ein Subalterner oder ein Dummkopf. Der Schädel eines Kaufmannes muß einige tausend Zahlen beherbergen und diese Zahlen müssen leben und gehorchen. Er muß Gewalt haben, zu merken, und Gewalt haben, zu vergessen; vor Allem aber die Gewalt, zu überblicken. Wie für den Künstler, so ist für den Schaffner und Händler das höchste Erbthum: der Blick fürs Wesentliche. Bei klugen Menschen liegt oft mehr im Fragen als im Antworten; und wenn ich vernehmen kann, wie ein überragender Mann in kurzen Worten einen verwickelten Zusammenhang bloßlegt, so empfinde ich Freude wie an einem Kunstwerk.

Will man von einer Genialität auf diesem Schauplatz menschlicher Thätigkeit sprechen, so mag man, ausgehend von der eben erwähnten Begabung für das Wesentliche, sie finden in einem — ich möchte sagen: divinatorischen — Ueberblick über die Bedürfnisse der jetzigen und der kommenden Zeit und in der Erkenntniß der zur Erfüllung möglichen Mittel. Solche Divination besaß der Bankmann, von dem ich vorhin gesprochen habe. Sie äußerte sich nicht in apokalyptischen Gesichten und tönenden Seherworten, sondern in gelegentlicher Beurtheilung der Dinge



und in praktischen Entschlüssen. Ich glaube nicht, daß mein Chef dieses Blickes, der ihm den Gang der Zeitenentwickelung entschleierte, sich bewußt war. Er liebte theoretische Betrachtungen nicht und redete nur über den gerade vorliegenden Fall; wie als etwas Selbstverständliches enthüllte sich in einer zufälligen Andeutung das Bild, das er in sich trug, in einzelnen Zügen, — etwa so, wie wenn eine Spalte im Theatervorhang uns einen Ausschnitt der hellerleuchteten Bühne zeigt.

Vom Werth der Organisation.

Als Junge bekam ich eine winzige Dampfmaschine geschenkt. Es war eine Lokomobile; man goß unten Spiritus und oben Wasser hinein, steckte den Docht an und das Rad drehte sich eine halbe Stunde lang. Nach drei Tagen brach ich das Ding entzwei, um zu sehen, welches geheimnißvolle Wesen innen sitze und den Kolben bewege. Es war leer; und ich starrte enttäuscht auf ein Häufchen Eisenblech, ein Stänglein, ein Kölbchen und ein Hähnchen aus Messing. Das Geheimniß, das Spiritus und Wasser zur regelrechten Arbeit zwang und aus dem toten Blech ein lebendes Geschöpf machte, saß nicht im Innern; es war etwas Unfaßbares, Abstraktes: die Gestalt und Anordnung der Theile. Ein Heer, eine Fabrik, ein Staat, ein Geschäft: alle

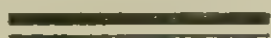


sind Maschinen aus lebenden Menschenleibern. Von dem Haufen, der auf dem Marktplatz webt, sind sie nur durch ein Unsichtbares geschieden: durch Ordnung, durch Organisation.

Was ist eine Zeitung, eine Bank, eine Fabrik, ein Theater, eine Rhederei? Ist es das Papier oder das Geschäftshaus, sind es die Maschinen oder die Coulissen oder die Schiffe? Ist es der Name? Sind es die Personen? All diese Einzeldinge sind wechselbar und ersetzlich. Der Zusammenhang, der Aufbau, die Anordnung sind das Wesentliche. Arbeit, Erfahrung, Zeitaufwand und Geist haben eine Organisation geschaffen; und sie sind die Werthe, die sich darin krystallisirt haben. Ich kann wohl ein Gebäude errichten, Werkzeugmaschinen aufstellen und Arbeiter werben. Habe ich dann eine Maschinenfabrik? Nimmermehr! Es fehlt der Stab von Konstrukteuren, der Pläne und Zeichnungen liefert, wie sie den Bedürfnissen des Ortes und der Leistungsfähigkeit des Werkes und der Arbeiter entsprechen. Es fehlen die Werkmeister, die mit den Eigenschaften und Fähigkeiten der Arbeiter, der Maschinen und des Materials vertraut sind. Es fehlen Arbeiter, die auf gewissenhafte und exakte Ausführung geschult sind. Es fehlt der Apparat von Vertretern und Verkäufern, die die Vorzüge der Produkte und die Anforderungen der Käufer kennen. Es fehlt der Name und das Ansehen, das dem Käufer Bürgschaft bietet. Es fehlt endlich der Leiter, der



sein Fach, seine Leute und sein Geschäft kennt und beherrscht. Ist aber einmal der Organismus unter Mühen und Arbeit, Kosten und Zeitaufwand erwachsen, so erträgt er, ohne zusammenzubrechen, die Umgestaltungen, die die Vielfältigkeit aller Institutionen mit sich führt. Neue Erzeugnisse werden erfordert: man schafft neue Maschinen, sie herzustellen. Ein Meister altert und setzt sich zur Ruhe: eine neue Kraft wird in kurzer Zeit sich einarbeiten. Die lebendige Kraft des Organismus hält die Räder in Schwung, gleichviel, ob neue Massen und Gewichte, plötzlich angekuppelt, die Bewegung zu hemmen suchen.



Ich darf hier den Versuch nicht wagen, eine Theorie der Organisation zu geben, die ein hübsches Werkchen in drei Theilen, mit Vorrede, Nachwort, Anmerkungen und Literaturnachweis, ausmachen könnte. Es sei mir nur gestattet, ein paar allgemeine Sätze anzuheften, die vielleicht dem Erfahrenen bekannt, dem Unerfahrenen werthlos, mir aber theuer sind.

* * *

Eine Organisation soll ihr Gebiet bedecken wie ein Spinnennetz: von jedem Punkt soll eine gerade und gangbare Verbindung zur Mitte führen.

* * *



Du sollst die Organe kennen und beständig beobachten, aber niemals Das selbst verrichten, was diese Organe ausführen können. Denn die wichtigste Arbeit ist solche, die kein Andrer vollbringen kann; und deren giebt es stets genug.

* * *

Verlange, daß jeder Deiner Leute einen Stellvertreter, keiner einen Adjutanten halte.

* * *

Der Militarismus erzielt große Wirkungen dadurch, daß von jedem der unteren Organe mehr verlangt wird, als geleistet werden kann. Ein Mann, der in der Front niest, wird bestraft. Eine schiefe Binde ist ein Delikt. In Folge seines beständig belasteten Gewissens befindet sich der Soldat in einem ähnlichen Zustand wie ein Zirkuspferd, dessen Kandare, auf dem Nacken festgespannt, den Hals und Körper in Anspannung hält. Hüte Dich, im Wirthschaftsleben diesen Drill nachzumachen, selbst wenn Du die Gewalt hättest, ihn zu erzwingen: denn er entbindet Deine Leute von der Pflicht der Initiative.

* * *

Sei stets um das Wohl Deiner Leute besorgt, nie um ihren Beifall.

* * *

Bei Streitigkeiten haben Beide Unrecht.



Geschäfte müssen monarchisch verwaltet werden. Kollegien arbeiten selten schlecht, aber im besten Fall mittelmäßig.

* *
*

Der Mann, den Du an die Spitze eines Geschäftes stellst, mag sein, was er will, selbst Jurist oder Techniker: bewährt er sich, so ist er Kaufmann.

* *
*

Kollegialität heißt Feindschaft.

* *
*

Als Beamte kommen zwei Sorten von Menschen in Betracht: Solche, die ein großes Maß von Spezialkenntnissen und Schule besitzen, und Solche, die Das haben, was die Briten common sense nennen. („Gesunder Menschenverstand" ist nicht ganz das Selbe.) Leider schließt die eine Qualität fast immer die andere aus. Charakter und Erziehung führen den Deutschen zur ersten, den Engländer zur zweiten Geistesdisziplin; und hieraus ergiebt sich die Ueberlegenheit der einen Nation in technischer Spezialarbeit, der anderen in Unternehmungen des Handels und der Kolonisation. Ueber die Verwendungsmöglichkeit beider Kategorien braucht nichts gesagt zu werden; sie ist klar.

* *
*



Wenn Du Menschen findest, die sich mit Erfolg in eine Organisation einfügen, so sind es Germanen oder Angelsachsen. Von allen Rassenüberlegenheiten erscheint mir diese die wichtigste.

Juden sind niemals Beamte. Selbst in der unbedeutendsten Stellung sind sie Unternehmer und Geschäftsleute auf eigene Faust. Unentbehrlich sind sie für neue Gebiete und alle Thätigkeit, die dem Wechsel der Zeit, des Ortes und des Geschmackes stark unterworfen ist. Denn sie sind neugierig, thätig und ausdauernd, wenn auch nicht beharrlich, sie verstehen sich aufs Kämpfen, aber nicht aufs Verfolgen. Deshalb arbeiten sie beständig nach außen, extensiv und expansiv; sie können organisiren und leiten, aber niemals verwalten.

* * *

Eine Verwaltung sollte so beschaffen sein, daß jede Fußbreite des Gebietes von einer Verantwortlichkeit gedeckt ist, besonders auch der Bezirk, den Du selbst Dir vorbehältst. Deshalb vermeide Geschäftsgeheimnisse — scharf betrachtet, giebt es keine — und halte mindestens einen Mann, der alle Deine internsten Dinge erfährt und kennt.

* * *

Unfähige Menschen erkennst Du daran, daß sie ihre Nachfolger zu unterdrücken suchen.

* * *



Privatverwaltungen gegenüber ist der Staat in dreifachem Nachtheil: er arbeitet ohne Konkurrenz, also ohne vergleichenden Ansporn; er kann sich untauglicher Menschen nicht entledigen; und er leidet am Aberglauben der Anciennetät.

* *
*

Hast Du einen Menschen ungeeignet für seinen Posten gefunden, so setze ihn eher mit vollem Gehalt zur Ruhe, als daß Du ihn in seiner Stellung behältst, denn er wird nicht nur Dir und sich selbst, sondern auch unzähligen Anderen schaden.

* *
*

Wenn Du Menschen beurtheilst, so frage nicht nach den Wirkungen, sondern nach den Ursachen der Fehler, die sie machen.

* *
*

Wenn zwei Drittheile aller Deiner Entschlüsse richtig sind, so sei zufrieden. Versteife Dich nicht darauf, Alles richtig zu machen, sondern handle nach den Grundsätzen, an die Du glaubst. Nicht alle Wege führen nach Rom; Zickzackwege bestimmt nicht.

* *
*

Daß der Geschäftsmann nur nach dem Erfolg beurtheilt wird, ist vielleicht seine beste Erziehung. Der Staatsbeamte und Soldat wird



für seine Einzelleistungen belobt und findet hierin eine Tröstung und Stärkung seines Selbstbewußtseins. Der Werth des Handelns liegt aber nicht in einer Reihe von Bravouren, sondern in der Durchführung des Großen und Ganzen.

Vom Verhandeln.

Ich kann nichts Besseres thun, als hier eine nicht ganz ungefährliche Seite der Länge nach abschreiben, die ich in den Werken des großen Meisters guter und schlechter Geschäftskunst, Francis Bacon Lord Verulam, gefunden habe. Sie steht in den „Essayes or Counsells, Civill and Morall" und ist betitelt: „Of Negociating".

„It is generally better to deale by Speech then by Letter; And by the Mediation of a Third, then by a Mans Selfe. Letters are good, when a Man would draw an Answer by Letter back againe; Or when it may serve, for a Mans Justification, afterwards to produce his owne letter; Or where it may be Danger to be interrupted, or heard by Peeces. To deale in Person is good, when a Mans face breedeth Regard, as Commonly with Inferiours; Or in Tender Cases, when a Mans Eye, upon the Countenance of him with whom he speaketh, may give him a Direction, how farre to goe: And generally, where a



Man will reserve to himself Libertie, either to Disavow, or to Expound.

. . . It is better, to sound a Person with whom one Deales, a farre off, then to fall upon the point at first; Except you meane to surprize him by some Short Question. It is better Dealing with Men in Appetite, then with those that are where they would be.

. . . All Practise is to Discover, or to Worke. Men discover themselves, in Trust; in Passion; At unaware; And of Necessitie, when they would have somewhat done, and cannot finde an apt Pretext. If you would Worke any Man, you must either know his Nature, and Fashions, and so Lead him; or his Ends, and so Perswade him; or his Weaknesse, and Disadvantages, and so Awe him; or those that have Interest in him, and so Governe him. In Dealing with Cunning Persons, we must ever Consider their Ends, to interpred their Speeches; And it is good, to say little to them, and that which they least looke for. In all Negociations of Difficultie, a Man may not looke to Sowe and Reape at once; But must Prepare Businesse, and so Ripen it by Degrees“.

Das ist erschöpfend; und ich thäte vielleicht besser, hier zu schließen, als die noch folgenden Ausführungen mit dem Hinweis auf neuere Verhältnisse zu entschuldigen.

* *
*



Briefliche Verhandlungen führen in verwickelten Dingen nie zum Ziel. Das geschriebene Wort macht mißtrauisch: den Schreiber, weil es unwiderruflich verbindet, den Empfänger, weil es nüchtern, berechnet und verklauselt klingt. Hierzu kommt das unlösbare Problem alles Schreibens: so zu stilisiren, daß der Leser nicht anders lesen kann, als der Schreiber sprach.

Daher sagt sich beim ersten Zusammentreffen nach schriftlichem Verkehr Jeder der Beiden: „Ich hatte mir den Anderen schlimmer vorgestellt". Ist Das nicht der Fall, so ist die Entrevue vergebens.

* * *

Im Vortheil ist der Unterhändler, der vom Anderen unterschätzt wird. Kleine Schwächen der Auffassung und des Benehmens haben schon Manchem genützt, der es nicht ahnte, und Viele haben sich um den Erfolg gebracht, weil sie zu wenige Fehler begingen.

* * *

Glaube nicht, Etwas dadurch zu erreichen, daß Du alle Einwände vorwegnimmst und widerlegst. Niemand läßt sich ad absurdum führen.

* * *

Es ist nicht möglich, einen Menschen zu überzeugen, geschweige zu überreden. Führe neue



Thatsachen und Gesichtspunkte an, aber insistire niemals. Die beste Stärke liegt darin, neue Vorschläge zu ersinnen, sobald starke Einwände erhoben werden.

*　　*
*

Wenn Du Vorschläge machst, so schicke alle schwachen Punkte voraus. Rechne nie darauf, daß Dein Gegner Etwas übersehen könnte.

Setze stets voraus, Dein Gegner sei der Gescheitere.

*　　*
*

Denke Dich beständig an die Stelle Deines Gegenüber. Proponire nur, was Du selbst in seiner Lage annehmen würdest, und erwäge bei Allem, was man Dir sagt, die Interessen, die dahinter stecken. Denke nicht nur für Dich, sondern auch für den Anderen.

*　　*
*

Eine besondere Geschicklichkeit besteht darin, von vornherein zu erkennen, welche Punkte die größeren Schwierigkeiten machen werden, und diese Punkte von Anfang an in den Vorverhandlungen zu klären.

*　　*
*

Es ist eine nützliche Gewohnheit, vor allen noch so ernsten Verhandlungen ein paar Minuten allgemeine Unterhaltungen zu führen. Man



erkennt im Voraus die Stimmung, die Absichten und oft das Ergebniß.

* *
*

Bei gescheiten Menschen, die in Verhandlungen erfahren sind und sich kennen, genügen wenige Worte, um wichtige Dinge zu entscheiden. Ein unerfahrener Zuhörer würde kaum erkennen, daß sie mit der Frage in Zusammenhang stehen, und oft nicht einmal fühlen, ob eine Ablehnung oder Zustimmung erfolgt ist.

* *
*

Wenn man erwägt, wie oft ein Spaziergang, ein Mittagessen, ein Kopfnicken, oder ein Gähnen über das Entstehen und Schicksal großer Unternehmungen entscheidet, so ist es zweifelhaft, ob man über die Stärke oder die Schwäche der Menschen erstaunen muß.

* *
*

In letzter Instanz entscheidet die Ansicht, die die Menschen von einander haben. Ungemessener Aufwand von Studien, Vorarbeit und Mühwaltung sachkundiger Kräfte wird vergeudet, — und schließlich erkennen zwei Führer, daß die Sprechweise des Einen dem Anderen unsympathisch ist.

* *
*



Im Allgemeinen lege auf Verhandlungen keinen zu großen Werth. Ist Deine Geschäftspolitik — mit anderen Worten: Deine Voraussicht der zukünftigen Entwickelung — richtig, arbeitest Du mit geeigneten Mitteln und in zutreffender Schätzung Deiner Kräfte, so werden die Geschäfte Dich aufsuchen und die Verhandlungen werden nebensächlich werden. Die größte geschäftliche Stärke — und eigentlich die einzige — ist der Vorsprung. Im Gegenstand, in Beziehungen, in technischen Erfahrungen, in Organisation, in Arbeitweise. Befasse Dich heute mit den Geschäften, die Andere in einem Jahr machen werden, und Du bedarfst keiner Kunstgriffe, keiner Diplomatie und keiner Verhandlungskunst.

Von Geld und Vermögen.

Man hört oft: Der und Der ist durch glückliche Spekulationen reich geworden. Mir ist unter den Hunderten von großen Vermögen, deren Geschichte ich kenne, kaum ein einziges bekannt, das durch Börsenspekulation oder ähnliche Manöver entstanden wäre. Spekulation ist Spiel; und wenn sich Jemand am Spiel bereichert hat, so ist es entweder das Spiel der Anderen oder das Falschspiel gewesen.

Die Genußfähigkeit der menschlichen Natur wird überschätzt. Ein wirklich reicher Mann



kann nur einen verschwindenden Theil seiner Einkünfte in Genüsse umsetzen; und je mehr Genußgüter er sich verschafft, desto schwächer werden seine Beziehungen zu diesen Dingen, seine Herrschaft darüber und seine Besitzesfreude. Angenommen, Jemand besäße so viele Landhäuser, daß er nur einen Monat des Jahres jedes bewohnen kann: so wird ihn der immaterielle Gedanke, Herr und Eigenthümer zu sein, schwerlich darüber hinwegtäuschen, daß er überall nur ein Gast und Fremder ist.

Hieraus erklärt sich die Abneigung der Reichsten gegen die Anhäufung von Genußgütern, in der minder Begüterte den Inbegriff der Wünsche sehen. Aller Ueberschuß des Besitzes über die zur Befriedigung der Genußfähigkeit dienende Menge bedeutet Macht; Macht jedoch nur in den Händen Derer, die zu herrschen und große Gedanken zu verwirklichen wissen. Die Ausübung dieser Macht erfordert die selbe Arbeit und den selben Kampf wie ihr Erwerb. Deshalb ist es ein widerwärtiger Anblick, die Zügel der Besitzesherrschaft in den Händen thörichter und kraftloser Erben zu sehen; ziellos vergeuden sie tausendfältige Kräfte, die zum Dienst der Menschheit bestimmt waren.

Große Vermögen entstehen nicht durch Spiel; sie entstehen aber auch nicht durch Arbeit. Der Gesammtbesitz der Welt an Gütern ist so gering, daß tausend und tausend unfreiwillige Hände beitragen müssen, um dem Einen, dem Frohn=



herrn, die Goldhaufen zu thürmen. Das, was die wunderbare Wirkung herbeiführt und die Massen veranlaßt, einem Fremden zu Liebe ihre Taschen zu öffnen, sind Monopole. Monopole, durch Gesetz, durch Lage, durch Intelligenz oder durch Priorität besiegelt. Ein englischer Herzog besitzt ackergroße Landstriche in der Londoner City: das Monopol der Lage zwingt Tausende von Kaufleuten, die nur in der Nähe der Bank hausen können, einen großen Theil ihres Gewinnes dem Besitzer als Miethe zu opfern. Eine Gesellschaft erwirbt das gesetzliche Monopol des Zündhölzerverkaufes in einem lateinischen Staat; und Jeder, der eine Cigarette anzündet, zahlt gezwungen den Bruchtheil eines Centimes in die Kassen der Unternehmerin. Ein Hüttenmann entdeckt eine Eisenlegirung, die neue und werthvolle Eigenschaften besitzt; und auf jeder Panzerplatte und jeder Messerklinge lastet ihm ein antheiliger Tribut, so lange er das Monopol der Intelligenz zu wahren weiß. Ein Bankhaus hat seit hundert Jahren jede Anleihe seines Staates finanzirt und das Vertrauen des Publikums bewahrt: das Monopol der Priorität wird dafür sorgen, daß von jedem Thaler Landesschulden ein Pfennig an den Schaltern seiner Emissionsstellen hängen bleibt.



Plutokratie.

Einst herrschten die Starken und Tapferen. Als Fürsten und Altadelige ehren wir heute ihre Erben. Das Erbtheil ist zwar nicht die Stärke, wohl aber ihre Begleiterin: die Gesinnung. Die vererbt und überträgt sich; und neben ihr die Rasse. Und wozu hat es schließlich die Menschheit gebracht als zu reiner Rasse und edler Gesinnung?

Das soll sich ändern. Heute sollen nicht mehr die Starken und Tapferen, sondern die Klugen und Reichen herrschen. Denn was soll die Stärke? Es giebt keine Handgemenge, keine Ringkämpfe und keine Turniere mehr. Und was die Tapferkeit? Unsere Kriege werden nicht mehr mit Blut, sondern mit Geld genährt. Maschinen arbeiten gegen Maschinen, Panzer gegen Panzer. Der Ingenieur, der Chemiker, der Finanzmann sind Feldherren. Das neuste Gewehr, das beste Pulver, das schnellste Boot fesseln den Sieg. Unser Herrgott kämpft nicht mehr auf der Seite der stärksten Bataillone, sondern auf der Seite der modernsten Gießerei.

Und das Kapital! Als das Blut der Welt rollt es durch die Adern des Verkehrs. Es schwemmt den angestammten Besitzer von seiner Scholle, es befruchtet die Sierren und Pampas, es erstarrt zu Eisensträngen, die sich durch die Völkergrenzen bohren, es berauscht die schwachen Staaten zur Knechtschaft, es wäscht jeden Flecken und beizt jeden Schild, — und strömt zurück,



tausendfach schwellend, in die Behälter, aus denen es floß.

Es giebt nichts Betrübenderes als die Erkenntniß, daß wir der Plutokratie rettungslos verfallen sind. Noch widerstehen ihr drei oder vier germanische Staaten; auf wie lange?

Auflehnung.

Ich sehe die Herrscher der kommenden Zeit und ihre Kinder. Häßliche Menschen mit großen Schädeln und stechenden Augen, Menschen, die beständig sitzen, sitzen und zählen, rechnen, berathen. Jedes Wort eine Thatsache, jeder Blick ein Urtheil, jeder Gedanke auf Das gerichtet, „was ist". Vielleicht werden sie etwas mehr Kultur als ihre Brüder von heutzutage besitzen, wahrscheinlich weniger Gesundheit. Und ihre Nachkommen! Alles hat sich vererbt, nur nicht Geist und Kraft. Ein mattes, nervenschwaches Gesindel, krankhaft, verwöhnt, launisch und willenlos. Eine Drachenbrut, liegen sie auf überkommenen Schätzen, zu faul, sie zu mehren, und zu schwach, sie zu erhalten. Und die von ihnen werden die Besten sein und sich den Dank der Besonnenen erwerben, die durch Spiel, Verschwendung und Leidenschaft einen Theil Dessen der Welt erstatten, was der Welt gehörte.

Unaufhaltsam naht das goldene Gespenst. Das Volksbewußtsein schnuppert ängstlich und



wittert seine Geisternähe. Aber die arme Volksseele hat außer der metaphysisch scharfen Nase nur grobe Organe. Sie denkt in den unbeholfensten Sammelempfindungen und kennt nur zweierlei Anschlag: Vivat und Pereat. Die Sammelempfindung, die das Gespenst erweckt, ist Haß, mit etwas Neid gepfeffert, und der Schreckensruf hallt wider an den Stellen, wo nicht eben das Hirn, wohl aber das Mundwerk der Nationen arbeitet: in den Werkstätten der Gesetzgebung.

Die wirkt seit Jahrzehnten instinktiv. Vielleicht ist Das gut: nicht allein, weil es den Wünschen der Wähler und der Wühler entspricht, sondern auch, weil der parlamentarische Instinkt immer noch zuverlässiger ist als der parlamentarische Verstand. Man wünscht, dem Kapital zu Leibe zu gehen. Das ist berechtigt und im Sinne der plutokratischen Gefahr nothwendig. Aber man schämt sich dieses gesunden Instinktes und sucht nach „Auswüchsen" (das Wort ist vorzüglich) des Handels oder irgend einer anderen Sache. Das ist fehlerhaft. Ergebniß: man vernichtet die Börsen (als ob in diesen munteren und unentbehrlichen Cercles jemals belangreiche Vermögen entstanden wären) und veranlaßt durch andauernde Belästigung die Waarenhäuser, ihre Betriebe erheblich zu erweitern.

Es wäre mir lieber, wenn an die Stelle instinktiver Abneigung und planloser Verfolgung klare Erwägung und bewußtes Handeln treten könnte.



Die Bekämpfung der Geldherrschaft ist ein Ziel, aber kein Programm. Darum zunächst: was soll erstrebt werden?

Euplutismus.

Sicherlich wäre es das Einfachste, durch das bekannte Rezept der Verstaatlichung des Kapitals neben anderen Beschwernissen auch die ganze Frage der Geldherrschaft ihres Inhaltes zu entledigen. Ich muß diese Hoffnung Jüngeren überlassen; denn Einem, der vierzig Jahre lang sich in Menschenkenntniß und im Einmaleins geübt hat, fehlt die Unbefangenheit, die solchen Glaubens Würze ist.

Wenn es nun doch bei der Anhäufung der Schätze fürs Erste sein Bewenden haben muß, so gestehe ich, daß das Szepter des Reichthumes in den Händen von Männern, wie des alten Krupp, Pullmans oder Montefiores mir ungefährlicher scheint als die Insignien politischer Macht bei legitimen und konstitutionellen Fürsten von der Art Louis Philippes oder Friedrich Wilhelms des Vierten.

Der erträglichste und deshalb erstrebenswertheste Zustand der Geldherrschaft scheint mir daher erreicht zu sein, wenn die Tüchtigsten, Fähigsten und Gewissenhaftesten auch die Reichsten sind. Ich möchte für diesen Zustand der Kürze halber das Wort „Euplutismus“ gebrauchen. Nach



Euplutismus strebt in dunklem und verworrenem Drang der Volkswille und die Gesetzgebung aller Länder. Warum sollte dies Streben nicht endlich einmal ehrlich ausgesprochen und mit geeigneten Mitteln verfolgt werden?

Nur annähernd wird der Zustand des Euplutismus erreichbar sein. Mit ähnlicher Annäherung vielleicht, wie es uns heute gelingt, die Weisesten zu Volksvertretern, die Tapfersten zu Heerführern, die Gerechtesten zu Richtern und die Edelsten zu Herrschern zu machen. Ist aber das Ziel an sich erstrebenswerth, so ergeben sich die Wege von selbst.

Solcherlei Wege sind:

Progressive Einkommensteuer,

Hohe Abgaben auf Erbschaften, Mitgiften und Schenkungen,

Besteuerung des nichtarbeitenden Vermögens, in erster Linie der fremden Anleihen,

Verringerung der zufälligen Monopole durch Verstaatlichungsrechte auf Bergwerke, Verkehrsunternehmungen und städtischen Grund und Boden,

Vernichtung der Monopole für Staatslieferungen,

Staatliche Kontrole der Konventionen, Syndikate und Trusts,

Hohe Dotirung der oberen Staatsbeamten,

Reiche Zuwendung von Staatsmitteln für Zwecke der Wissenschaft und Kunst.



Beschluß.

Ich merke, daß ich bei Dem, was allgemein als Zweck der Geschäfte gilt, dem Reichthum, seiner Entstehung und seinen Gefahren, allzu lange mich aufgehalten habe, und will zum Schluß versuchen, die Summe Dessen zu ziehen, was sich aus dem Besprochenen als Lehre zusammenfassen läßt. Sie würde lauten:

Suche die materiellen Bedürfnisse Deiner Zeit zu erkennen,

Suche die einfachsten Mittel zu finden, um ihnen zu genügen,

Lerne durch Organisation Deine Arbeitskraft vervielfachen,

Setze von Deinen Konkurrenten voraus, daß sie gescheit, fleißig und ehrlich sind,

Aber ahme ihnen nicht blindlings nach, fürchte sie nicht und traue ihnen nicht,

Und bemühe Dich, gescheiter, fleißiger und ehrlicher zu sein als sie.

Ich bitte, zu entschuldigen, Leser, wenn diese Grundsätze zu einfach und der bürgerlichen Moral allzu sehr sich nähernd erscheinen. Ich bin dieser Moral niemals aus dem Wege gegangen und muthmaße von Dir, dem Jüngeren, trotz kultureller Vorgeschrittenheit das Selbe. Auch bleibt es Deiner philosophischeren Anschauung freigestellt, aus solcher Annäherung nicht eine Bestätigung meiner Sätze, sondern ein weiteres Argument der Erfahrung zur Bekräftigung eben dieser bürgerlichen Moralbegriffe zu entnehmen.

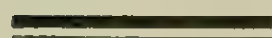


Anmerkung.

Anschließend an die letzten Worte dieser Aufzeichnungen erlaubt sich der Herausgeber, darauf hinzuweisen, daß dem etwas leichten Ton, mit dem ernste Fragen des sittlichen Bewußtseins gestreift werden, erfreulicher Weise die vorwurfsfreie Lebensführung des Verfassers gegenübergestellt werden darf. Obwohl er mit Leib und Seele dem Handelsstande gehörte, hat der Verstorbene in allen Fragen des Lebens eine über das Pflichtgemäße hinausgehende sittliche Stärke der Anschauung bekundet, deren Werth noch wesentlich vertieft worden wäre, wenn ihr die Grundlage der Religiosität nicht gefehlt hätte. Zur Rechtfertigung muß ferner betont werden, daß mein Oheim im Herzen eines slavischen Nachbarreiches wohnte und so dem unmittelbaren Einfluß germanischer Kultur entrückt war. Vielleicht aus dieser Thatsache erklärt sich seine etwas befangene Befürchtung vor plutokratischen Zuständen, die speziell in Deutschland, wo die Trennung der gesellschaftlichen Schichten unter vorherrschend militärischem Einfluß durchaus gesichert ist, kaum jemals sich geltend machen dürften. Und unter ähnlichen Gesichtspunkten ließe sich des Verfassers idealisirende Auffassung von den Geschäften des Handels — oder besser: des Zwischenhandels — beurtheilen, die er als berechtigt, nützlich, ja selbst als wünschenswerth anzuerkennen scheint. Denn bei aller Rücksicht, die man selbst in maßgebenden Kreisen auf die Bestrebungen des Kaufmannsstandes zu nehmen gewohnt ist, wird sich kaum in Abrede stellen lassen, daß „billig kaufen und theuer verkaufen" den alleinigen Grundsatz solcher Geschäfte bildet, die demnach keine andere Charakteristik verdienen als die kürzlich von kompetentester Seite ertheilte: eines nothwendigen Uebels.

1901.

Ein Publikum.





Eine Bühne? . . . Nein, Das ist ein wirkliches Laboratorium. Graues, klinisches Tageslicht fällt durch das unverhüllte Glasfenster auf Tische und Repositorien. Neben den Batterien halbgefüllter Reagensgläser und mißfarbiger Chemikalienflaschen Stöße verstaubter Zeitschriften. Große Induktionsspulen und verzwickte Apparaturen — für Röntgenstrahlen? — spreizen sich auf ihren Stativen. Ein massiver Eisenofen — Füllsystem, amerikanisch — streckt seinen langen schwarzen Rohrarm an der Wand in die Höhe, wie ein verwachsener Dozent, der Formeln an die Tafel schreibt.

Der Zuschauerraum ist halbdunkel. Auf den heißen Polstersesseln drängt und klemmt sich die schwarze Menge mit vorgestreckten Hälsen und stieren Augen. Die Luft schmeckt nach Suppe.

Eine Gelehrtenstimme schneidet durch den Saal. Mit langen Schritten, die Hände auf dem Rücken, durchmißt ein älterer Herr den Laboratoriumsraum und entwickelt kathetermäßig, knapp seine Ansichten: Leben, Seele, Fortdauer der Existenz, Alles vom Standpunkt des berufsgemäßen, abgeklärten Atheisten und mit einem Anflug von gequältem Idealismus.

Seine Expektorationen beantwortet respektvoll und skeptisch ein jüngerer Fachgenosse, der, auf der Kante des Arbeitstisches sitzend, den Be-



wegungen des Redenden mit den Blicken folgt. »Idolatrie des moribonds« nennt er gelegentlich die idealistischen Rettungsversuche seines Freundes.

Das Publikum verliert kein Wort des abstrakten Dialoges. Man weiß, daß es sich um einen ernsten Fall handelt: Professor Donnat hat der Wissenschaft, dem neuen Idol der Zeit, ein Menschenopfer gebracht, da er Keime tötlicher Krankheit einer Patientin seines Hospitals einimpfte. Wohl wäre sie auch ohne die Impfung an der Schwindsucht gestorben — experimentum fiat in corpore vili! —, indessen ein Mord ist und bleibt eine strafbare Handlung. Die Justiz ist bereits auf der Spur und der Professor hat über Sein oder Nichtsein schlüssig zu werden. Jeder Augenblick kann die Katastrophe bringen.

Das Stück, von dem ich spreche, heißt »La nouvelle Idole« und ist von François de Curel. Das Publikum, das die Räume des Théâtre Antoine zum Brechen füllt, besteht aus den Intellektuellen von Paris, die für fünf Francs ihr Bedürfniß nach Realismus und Wahrheit befriedigen. „Schon die offene Vorderseite stört mich," so sprach eine Dame mit unpassendem Gesicht; „man sollte die Vorgänge eigentlich nur in einem geschlossenen Zimmer und durch ein kleines Loch in der Wand betrachten. Es ist



noch immer keine richtige Natur." „Jawohl, die Natur . . .", wiederholte der Gatte nachdenklich, „durch ein kleines Loch in der Wand . . ."

Die Szene war zu Ende. Der ältere Herr — Antoine selbst — hatte die transzendenten Fragen aufgesteckt und sich entfernt. Eine Seitenthür hatte sich geöffnet und eine elegante Frau hereingelassen, die mit Aktschlußbetonung die Pointe ins Publikum warf. Rideau.

Die Intellektuellen füllen die Couloirs und die abgetretenen Treppen des Theaters, wo man »Le Soir«, »La Presse« und das übrige Nachtgeschrei der Boulevards vernimmt. In dem schlecht beleuchteten Foyer sitzen sie und spinnen die metaphysischen Gedankenfäden fort. „Ach, das Jenseits, ma chère," sagte ein Fräulein von schöner, männlicher Erscheinung, „das Jenseits hat niemals existirt. Es ist die selbe Sache wie mit dem Storch. Und was die Seele betrifft, die wir im Busen tragen, die besteht aus Kohlensäure und Stickstoff." „Sie irren, ma chère," erwiderte die Andere, „wir tragen gar keine Seele in unserem Busen."

Wem sind nicht schon die Wechselbeziehungen aufgefallen, die in großstädtischen Theatern zwischen der Beschaffenheit des Publikums und dem Genre der Darbietung bestehen? Große Oper: Provinz, Parvenus, Fremde. Bürgerliches Lustspiel: Beamtenfamilien, Professoren, Pensionäre. Modernes Drama: Ladenbesitzer, Spekulanten, Juden. Klassische Tragoedie: Gymnasiasten,



Kommis. Und so fort durch alle Repertoire und Stände. Diese Beziehungen haben nichts Geheimnißvolles: Pomp, Biedermeierei, Laszivität und Neuerunglust; ja, selbst Stelzen und Kothurn haben ihre gesellschaftlichen Korrelate. Was aber, um Alles in der Welt, hat dieses ultrabourgeoise Antoinepublikum mit modernsten Problemen, psychologischen Tifteleien, philosophischen Spitzfindigkeiten zu schaffen, — kurz: mit dem ganzen Apparat raffinirter Uebermorgenkunst? Diese Comptoirdamen und Bürgerväter mit den Gesichtern schlechter Zahler, diese Jungfrauen mit langen Klavierfingern, diese Jünglinge mit Spargelphysiognomien: sie wären Frankreichs erleuchtetste Kunstkenner? Dies der Areopag, vor dessen Schranken ohne Appell und Revision die Talente von heute und morgen Urtheil und Recht empfangen? Nein, Geistesfürsten sind diese Leutchen nicht, die in den Räumen des naturalistischen Schauspielhauses die Genüsse nachkosten, die Françoise und Gervaise zuerst bereitet haben. Nicht Fürsten des Geistes, nicht des Willens, nicht der Phantasie. Triste Figuren, bei denen das öde Organ des Zukunftmenschen hypertrophisch sich zu entwickeln beginnt: es sind die berühmten, berüchtigten intellectuels.



Ein paar Dutzend Häuser boulevardaufwärts — nach der vornehmen Seite zu — wird allabendlich »La dame de chez Maxim« aufgeführt, ein munteres, aber laszives und libidinöses Stück. Maxim ist ein nicht unbekanntes Nachtrestaurant; es liegt in der Rue Royale auf der rechten Seite, kurz vor dem Konkordienplatz. (Man komme, wenn überhaupt, nicht vor ein Uhr. Jägersche Normalkleidung, Lodenhut und Radmantel nicht zu empfehlen!) Das Théâtre des Nouveautés erzittert unter Paroxysmen des Lachens. Die Courtisanen zerbeißen ihre Spitzenmouchoirs, die Damen der Welt verbergen sich hinter ihren Fächern, das Parterre windet sich in Kontorsionen. Die Brillanten blinzeln wie helle Thränen, von den Lustres und Girandolen rieselt das heiterste Kerzenlicht über blühende Schultern und duftendes Haar und kitzelt das matte Inkarnat mit seidenen Reflexen. Das mondaine Paris amusirt sich »à gorge déployée«.

Mit der Unsterblichkeit der Seele hat dieses Stück durchaus nichts zu schaffen und wissenschaftliche Fragen werden darin nicht erörtert. Es handelt ausschließlich von Dingen, die man schon zu des Aristophanes Zeiten nicht ungern auf der Bühne sah. Manche Leute finden das Stück geistlos und die Späße albern; aber Niemand leugnet, daß sich Alles in der Sehweite der Zuhörer bewegt. Und so empfindet dieses äußerlich auserlesene, innerlich inferiore Publikum, das sich niemals umsonst in Bewegung setzt, Sen-



sationen, die seine Diners und Five o'clock Teas ihm nicht gewähren können: es ist unterhalten, angeregt, ausgelassen, — und alle seine Empfindungen sind ehrlich.

Ehrlich sind die geistig Reichen und leiblich Armen vom Théâtre Antoine nicht. Sie sind Opfer. Weil es modern und fortschrittlich scheint und weil ein Literaturprofessor und ein Feuilletonredakteur dafür Propaganda machen, fühlt man den Drang, von Pult und Nähmaschine sich wegzustehlen und die kargen Erholungstunden dem Idol der neuen Kunst zu widmen. Als Fahnenträger modernster Geistescampagnen vergißt man die bescheidene Lebensstellung; man fühlt sich vom bloßen Mitbürger zum opponirenden Neuerer, zum Kämpfer avancirt. Aber das Idol lohnt mit Undank. Die Strahlen der Wissenschaftlichkeit sind kalt; die feinen Verstiegenheiten und Nervenspiele der letzten Kunst sind keine Offenbarungen. Man unterhält sich schlecht und muß theilnehmend scheinen; man soll bewundern und hat kaum begriffen. Da bleibt kein Ausweg, als sich an Nebendingen zu weiden, an naturalistischer Staffage, versteckter Melodramatik und unversteckten Brutalitäten. Suggestion, Heuchelei und Lüge schließen den Zauberreigen und krönen den Intellekt als Massensymbol.



Und wie viel beklagenswerther die Kunst! Sie muß sich gefallen lassen, daß jede neue Regung von der Spekulation einer kümmerlichen Gefolgschaft aufgegriffen wird. Muß sie es wirklich? Ist es ein Gesetz, daß den geistigen Anführer kein anderes Gefolge begleitet als die Horte der Angeführten? Muß es sein, daß bei jeder neuen Entwickelungphase das Proletariat des Geistes, der Kunstpöbel, seine Gründerrechte zur Geltung bringe? Mir scheint: einst war es anders. In jenen großen Blüthezeiten, die vergangen sind, gab es keine Lüge des Kunstempfindens. Der Künstler kannte kein anderes Publikum als sein Volk. Freilich schuf er damals in Abhängigkeit und Beschränkung und, wie man heute achselzuckend ihm nachsagt, als Auftragnehmer, als Handwerker. Ihm war es keine Schande, zur Muse den Blick, den Mund zum Volke zu wenden. Vielleicht danken wir es den Bierbrauern und Schneidern von Eastcheap, daß Shakespeare heute als wirksamster Bühnendichter die Massen bewegt: was Jene ihm abzwangen und abzwackten, wird noch nach Jahrhunderten die Höhen und Tiefen seiner Werke dem Volksgeist erschließen. Der Genius allein hätte ihn nicht davor bewahrt, den Würmern und Gelehrten zum Fraß zu fallen.

Die frivole Devise der letzten Jahre »L'art pour l'art« hat Alles verdorben. Sie hat zwischen der Kunst und dem Volk die Brücken abgebrochen; sie hat das Volk als Narrenhaufen



verschrien und das Publikum als Feind proklamirt. Ein einzelner genialer Mensch mag solchen Kampf unternehmen, denn an seinem Untergang ist nichts gelegen; die Kunst als Organismus darf dem Boden nicht entrissen werden. Sie bedarf der Gegenkräfte, der Hemmnisse, der Bedingtheit, der Beschränkungen. Fragt einmal heute einen großen Architekten, ob er Lust hat, Euch ein Idealschloß, ein Schloß an sich, zu entwerfen: er wird nicht einen Federzug thun, sofern Ihr nicht Land und Luft, Baugrund, Umgebung, Steinbrüche, vor Allem aber Zahl, Art, Sitte und Herkommen der Bewohner ihm nennen und schildern könnt. Unsere bedingunglose, schrankenlose Kunst taumelt zwischen allen Extremen, sie ist ein Spielzeug der Launen, der Hysterie, der Mode, — nicht anders als Konfektionwaare und Frauenhüte. Die Kunst bedarf der Schranken; und ihre vornehmste Schranke ist das Volk und dessen natürlicher Geschmack.

Zu dem Volk müssen wir zurück, zu diesem großen, helläugigen Burschen, der so viel Herz, Verstand, Phantasie und Geschmack hat, ja: guten und schlechten — er reicht vom Schunkelwalzer bis zur Neunten Symphonie —, und sich noch jedesmal zurechtgefunden hat. Den selben Haufen von Menschen kannst Du durch ein großes Wort begeistern, durch eine Melodie rühren, durch eine Fahne entflammen, durch eine Zweideutigkeit lüstern machen, durch eine Schweinerei zum Meckern bringen, wenn Du



nur den Willen und die Kraft hast, den Bogen seiner Leidenschaften zu spannen. Darum ist es eben so verbrecherisch, die schlechten Instinkte der Massen zu kitzeln, wie es thöricht ist, an ihren guten Instinkten zu verzweifeln. Wenig wird der Erzieher erreichen, der seinem Schüler ins Gesicht lacht und ihm beständig seine Beschränktheit vorwirft, — nach Art der Propheten der Künstlerkunst.

Künstlerkunst, Zünftlerkunst, Pretiösenthum und Konventikelei haben im Lauf der Jahrhunderte mehr als einmal geblüht, ja selbst Früchte getragen, die die Zeiten überdauern. So erinnern wir uns gern und mit historischem Behagen der Meistersinger, der schlesischen Dichter, der französischen Höflingskunst, der Anakreontiker. Und doch erscheinen alle Diese wie Volkskünstler und Naturpoeten, wenn man sie unserer esoterischen, weltfremden Verstiegenheit und Exzentrizität vergleicht. Auch haben zu jeder Zeit kärgliche und mißrathene Kunsterzeugnisse das Unbehagen der Empfangenden erregt; neu und unserer Zeit vorbehalten aber ist das Schamgefühl, das heute sich solchem Mißvergnügen paart: nämlich sich als Mitschuldigen und Mitverrückten des forcirten Talentes zu betrachten und betrachten zu lassen. „Ich werde diese Kunstzeitschrift abbestellen," so hörte ich einen gescheuten Mann und scharfen Beobachter sagen, „trotzdem ich manche Vorzüge in ihr anerkenne. Aber ich kann mich weder dazu bequemen, meinen



Schreibtisch zu verschließen, noch dazu, den Respekt meiner Dienstboten aufs Spiel zu setzen."

Zurück zum Volk! Von den großen Errungenschaften der neuen Kunst giebt es keine, die, im Rahmen eines bedeutenden Werkes geboten, die Fassungsgabe normaler Menschen überstiege. Studien freilich und Experimente, die man heute unter Glas und in bunten Brochurendeckeln feilbietet, werden schwerlich die Massen begeistern. Mögen Künstler immerhin solche Kleinigkeiten als Manuskripte und Skizzen austauschen und mit der Etikette »L'art pour l'art« belegen: das Volk hat das Recht, ganze Kunstwerke zu verlangen; es geizt nicht nach der Ehre des Dilettantismus und der Mitwisserei von Werkstättengeheimnissen. Mit Halbwerken und Zunftkuriositäten züchtet man ein künstliches Publikum, „eine Gemeinde", wie die Feuilletonsprache stammelt („die Schulzegemeinde flammte vor heller Begeisterung", oder „die Cohngemeinde vereinte sich zu weihevoller Feier"), — eine Heerde von Vielwissern, Suggerirten, Bildungssimpeln, Intellektuellen.

Die Zuschauer des Théâtre Antoine haben sich wiederum gesammelt, um den dritten Akt zu genießen, freilich mit gestörter Andacht. Die Abendblätter befriedigten nicht: die »Affaire« stockt und die erwarteten Ueberraschungen sind ausgeblieben. Man merkt allgemach, daß das



Stück nicht amusant ist. Man versteht nicht recht, warum der Professor sich nachträglich selbst mit seinen Giften infizirt hat. Man hört theilnahmelos den langen Auseinandersetzungen zu, die er mit seiner uninteressanten Gattin führt. Da erscheint das Opfer, Schwester Antoinette; und mit ihr erwacht die Spannung, denn sie ist jung und hübsch. Antoinette ist geheilt, nicht durch ärztliche Kunst, sondern durch eine kleine Brunnenkur mit Wunderwasser von Lourdes. Sie fühlt sich gesund wie ein Bauernmädel; nur ein kleiner rother Fleck an der Brust will nicht vergehen: die Infektion schreitet vor. Damit ist der wissenschaftliche Mord Donnats, der bis dahin ein theoretischer Fall, ein Problema, war, zur brutalen Wirklichkeit geworden. Aber nicht genug der Sensation: Antoinette kennt das Martyrium, das ihr auferlegt ist. Sie war nicht bewußtlos, als der Professor seine verhängnißvolle Glasspritze ansetzte, sie weiß, was ihr bevorsteht, und ist bereit, ihr Kreuz freudig zu tragen. Nicht aus Wissensdrang, nicht aus Eitelkeit. Was sie zur Heldin macht, ist Glaube und Entsagung: »Jésus-Christ a été crucifié pour le genre humain et je regarde comme un honneur d'être traitée un peu comme lui . . .« Das alte und neue Idol stehen einander gegenüber, — und ich gebe zu rathen, welches von beiden den Kürzeren zieht. Alle Welt ist gerührt, Publikum, Verfasser und Professor Donnat, der beim Fallen



des Vorhanges so sichtlich von tausend Zweifeln gequält wird, daß seine Bekehrung nur noch eine Frage der Zeit scheint.

Die braven Acteurs, die der Beifall vor die Rampe lockt, sind sich bewußt, daß nicht ihnen allein die Ehre des Abends gilt. Auch der wunderthätigen Bernadette von Lourdes gebührt ein Theil des Ruhmes. In der diskreten Form, die François de Curel beherrscht, läßt selbst der verstockte Rationalismus sich eine Dosis Gläubigkeit gefallen, freilich ohne sich verpflichtet zu fühlen. Man verläßt das Haus und diskutirt, während man in der Kühle der Nacht dem heimischen Omnibus entgegen wandelt, die Ereignisse des Abends mit großen Gesten. Man hat philosophische Reden vernommen und über aktuelle medizinische Fragen nachgedacht; man hat mit weltmännischer Persiflage das Gebiet der Wissenschaft betreten und mit feinem Lächeln die Erfolge des Glaubens anerkannt; man hat dem neuen Idol geopfert und dem alten seine Reverenz gemacht. Alles in Allem ein profitabler Genuß und eine befriedigende Geistesbilanz.



Mit ausführlichen Darlegungen über die politische Bedeutung des Intellektualismus in Frankreich möchte ich diese flüchtige Wiedergabe eines Theatereindruckes nicht beschweren. In



einem Augenblick, der tausend Seifenblasen thörichter Illusionen und patriotischer Vergötterung zerflattern läßt, ist leicht zu durchschauen, warum abermals, wie vor hundert Jahren, die grinsende Vernunft den Thron besteigen mußte. Es giebt eben Illusionen, die wohlthätiger und heilsamer sind als die Wahrheit selbst. Und die Leute, die jetzt der ältlichen Dame France die Schminke vom Antlitz kratzen und die Perücke vom Haupt zerren, machen ihr Land nicht besser, nicht gesünder und nicht glücklicher. Die Wahrheit verschmäht es zuweilen nicht, von höchst fragwürdiger Gefolgschaft sich zum Siege geleiten zu lassen. Auch diesmal muß sie triumphiren: aber wehe den Besiegten, wenn die Marodeure des Intellektes das Land überziehen, um die Beute einzutreiben.

1899.



Physiologie des Kunstempfindens.



Ein neues Gesetz der Aesthetik habe ich entdeckt und will ich verkünden. Es ist so wahr und so falsch, wie Grundgesetze zu sein pflegen; vielleicht auch so alt. Solche Dinge und Wahrheiten überhaupt haben ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie uns auf einen Platz führen, von dem aus wir den ganzen Schwarm unzusammenhängender Thatsachen eine Zeit lang als ein geordnetes Ganze widerspruchslos in Reihe und Glied übersehen. Erkenntniß ist Ordnung; und wahr ist sie so lange, bis eine andere Ordnung einfacher und größer sich erweist.

Als guter Deutscher hätte ich ein Buch schreiben müssen, drei Centimeter dick, theils kritischen, theils historischen Inhalts, in dessen fünfzehntem Kapitel, Seite Dreihundertundsoundsoviel die neue Wahrheit erschienen wäre. Ich lasse Das bleiben; aus dem Grunde, weil kein Mensch ein Buch bis zur dreihundertundsoundsovielten Seite liest.

Und das Gesetz? Hier ist es:

„Aesthetischer Genuß entsteht, wenn eine verborgene Gesetzmäßigkeit fühlbar wird.“

Diesen Satz nenne ich den Satz von der latenten Gesetzmäßigkeit.

Ich sage ausdrücklich: „fühlbar“, nicht: „zur Erkenntniß gebracht“; denn wir dürfen die Gesetz-



mäßigkeit nur empfinden, nicht erkennen. Haben wir sie erkannt, so ist der ästhetische Genuß aus reinster Quelle erschöpft und erledigt; wie die Theaterillusion für Den, der hinter die Coulissen guckt. Was holdselige Täuschung war, ist Requisit geworden; und die Kunst muß weiterschreiten.

Das ist das Gesetz der Kunstentwickelung.

Das Experiment.

Das Alles ist zu abstrakt. Experimentum docet. Nehmen Sie gütigst Bleistift und Papier. Malen Sie darauf nach Herzenslust Kurven und Linien oder was sie sonst Arabesken nennen. Gut. Ich sehe von hier: es ist greulich.

Nun, bitte, zeichnen Sie — möglichst dünn — ein sauberes Viereck von anständiger Form und füllen Sie das Viereck mit den selben Kurven, Linien oder Arabesken aus, so daß seine Fläche recht gleichmäßig von Schwarz und Weiß bedeckt ist. Dann radiren Sie das Viereck weg.

Na, ein Kunstwerk ist es noch nicht. Aber auf Den, der Ihren Trick mit dem Viereck nicht kennt, wird Nummer 2 gegen Nummer 1 einen rudimentär ästhetischen Eindruck machen. Auf dieser latenten Gesetzmäßigkeit der Einschließung in eine sehr einfache unsichtbare Umrißlinie beruhen starke Wirkungen in der Natur; denken



Sie an die Rundung einer vollen Baumkrone oder an die monumentale Form eines lagernden Vierfüßers. Die Franzosen, die eine Kunstsprache haben, nennen Das: bien enveloppé. Und manches Ornament, gleichviel, ob Renaissance-vignette oder japanisches Stoffmuster, verdankt der einfachen heimlichen Umrißlinie seinen Charakter.

Noch ein Experiment? Schön. Wir machen auf ein Stück Papier Kreise, Ovale, kurz, einfache geschlossene Figuren. Zwanzig, dreißig Stück, große, mittlere, kleine und ganz kleine, durcheinander, kunterbunt, wie es gerade kommt. Ein hübsches Bild, nicht wahr? Nun machen wir uns, ohne Jemand was davon zu sagen, das Gesetz, alle diese Figuren so zusammenzusetzen, daß sie einander niemals schneiden, sondern stets nur berühren und das ganze Blatt ohne Zwischenraum überziehen. Auf Deutsch: wir ordnen sie wie Pflastersteine auf der Straße oder Seifenblasen auf einer Waschschüssel. Das ist durchaus keine ganz einfache Gesetzmäßigkeit, sondern eine ziemlich komplizirte. Aber das Ergebniß ist ein erträglicher dekorativer Effekt, ausreichend für einen Bucheinband oder ein Vorsatzpapier. Auch hier haben die regellosesten Elemente sich gefügt, weil ein latentes Gesetz sie beherrscht.

Umgekehrt. Was ist die Aderung eines Marmorstückes? Eine Menge Zickzacklinien, die kreuz und quer gehen. Nun versucht einmal, Zickzacklinien



mit allem Geäst drum und dran zu zeichnen: nie wird Marmorähnliches daraus hervorgehen, es sei denn, daß Ihr das latente Gesetz dieser Verzweigungen erkannt oder, was besser ist, empfunden habt.

Was ist ein Wolkenbild? Wolken haben nicht Arm noch Bein, weder Glieder noch Organe. Aber glaubt nicht, daß ein paar kühne Kurven mit einseitiger Krümmung sie darstellen können. Wer die unendlich mannigfachen und tiefverborgenen Gesetze des Aufbaues, der Lage, des Fluges, der Perspektive in der Darstellung verletzt, wird vom ungeschultesten Beschauer ein Stümper gescholten.

In den hellen Punkten, die einen Sternenhimmel darstellen, in V-Strichen, die einen Vogelschwarm nachahmen, liegen Gesetze der Anordnung verborgen, die sich manchmal dem Verstand, stets dem Gefühl offenbaren und die mit einem Schlage das Wahre vom Falschen oder das Mögliche vom Unmöglichen unterscheiden lassen. Und je tiefer diese Gesetze verborgen liegen, desto reiner ist der Genuß ihrer Empfindung.

Historie.

Hier könnte ich schließen, wenn ich glauben dürfte, klar genug gesprochen zu haben, um die Anwendung auf das gesammte Gebiet ästhetischer



Empfindung dem Leser zu überlassen. Leider muß ich aber befürchten, daß meine schönste Leserin im Satz der latenten Gesetzmäßigkeit einstweilen nichts weiter als eine Anleitung zum Zeichnen von Stoffmustern erblickt.

Werden wir also historisch. Grau der Vorzeit.

Eins der ältesten Kunstgeheimnisse „jener Zeiten" (in denen sich Alles anders herausstellt, als man sichs denkt) war vielleicht das Gesetz der Symmetrie. Ich kann mir Das recht anschaulich vorstellen, wenn ich mich erinnere, mit welchem Eifer ich als Kind nach Blättern suchte, „die auf beiden Seiten gleich sind", nämlich rechts und links. Sicher hat unseren Vorfahren ein rohes Ornament, in einen Mammuthzahn oder eine Elenthierschaufel geritzt, schon deshalb Freude gemacht, weil es symmetrisch war oder gar sich wiederholte. Und sicher war es ein klares Auge gewesen, das aus lebenden und blühenden Organismen das latente Gesetz der Symmetrie hervorgeholt hatte, um sich und Andere zu erfreuen. Dann wurde das Geheimniß Gemeingut und schließlich eine Trivialität, als Zuthat zu gebrauchen, als Hauptsache unmöglich. Das hindert nicht, daß Leute sich immer noch an symmetrischen Sachen erfreuen. Ludwig der Vierzehnte — so las ich neulich im Lokalanzeiger — setzte seine Gesundheit aufs Spiel, um Thüren und Fenster symmetrisch zu haben.

Gehen wir einen ordentlichen Schritt in der Geschichte weiter. Der Apoll von Tenea ist ein



edles Bildwerk archaischer Griechenzeit. Und dieser Apoll lächelt; genauer gesagt: er grinst. So erscheint es uns heute. Dennoch wurde ein großes Räthsel und latentes Gesetz entschleiert, als zum ersten Mal auf steinernen Lippen und Wangen ein Abglanz von Dem erschien, was im tiefen Grund der Seelen sich bewegt. Vielleicht hatte der Strahl olympischer Seligkeit zum ersten Mal den Götzen zum Gott erhoben. Jahrhunderte später noch empfanden die Griechen es als ein Zauberwunder, wenn Menschenhände ein Antlitz so gestalteten, daß der geistigste Hauch, die immaterielle Gemüthsbewegung aus der körperlichen Fläche hervordrang. Die Dichter schwärmten, als Timomachus mit Wachs auf Kalk die Züge der Medea malte, so malte, daß man unter der toten Fläche ihre lebendige Seele ringen sah.

Die Sache nennen wir seit langer Zeit „Ausdruck". Wir wissen, daß die Lage der Brauen und der Augäpfel, die Richtung der Mundwinkel, die Plastik der Backenmuskeln und eine Menge anderer Dinge dabei mitspielen. Es giebt auch Bücher über den Gegenstand Wir sind gewohnt, daß unsere Künstler diesen Ausdruck beherrschen, einige besser, andere schlechter, und in den Kunstausstellungen wird immer noch viel darüber diskutirt. Aber können wir sagen, daß das Lachen von Defreggermädeln oder das Weinen in La Cruche cassée uns tiefer berührt? Wenn uns die Mona Lisa oder die Skizze zum Abendmahls-



kopf von Lionardo bewegt, so ist es, weil diese Werke noch Räthsel bergen.

Lassen wir die Griechen, denn wir haben Eile; und sie sind tot, nicht nur für sich, auch für uns. Erst im Renaissancethum finden wir Menschen, die wir nicht bloß verstehen, sondern auch begreifen.

Die Afterantike grub damals aus verschütteten Thermen und Palästen die vergessenen Schätze ans Licht, um kleinen Despoten große Häuser zu bauen und Tische und Wände ihnen zu vergolden. Und während des Leichenraubes machte das denkwürdigste Geschlecht sich alle verlorenen Geheimnisse von Neuem zu eigen, so daß die Zeitgenossen unter tausend Schauern wahrer Kunstempfindung in wenigen Jahrzehnten erstehen sahen, was das Alterthum in Jahrhunderten gefügt hatte. Für uns ist dieser Aufbau, gleichsam auf dem Experimentirtisch und im Reagensglase vorgenommen, deshalb interessant, weil wir jede neue Erschließung der Natur mit Etiquette, Datum und Unterschrift versehen können und noch heute das Ah! und Oh! der Zuschauer von dazumal vernehmen.

Einer der Großen jener Zeit, von dem die Neueren zu gern vergessen, daß er nicht nur ein Artist, sondern ein überragender Mensch war, fing zu zweifeln an, ob wirklich ein blauer Mantel blau, ein rothes Kleid roth und Menschenfleisch fleischfarbig sei. Die Natur schien hier ein Mysterium zu verbergen. Und so fing er an, seine



blauen Mäntel von Schwarzgrün bis Himmelblau, seine rothen Kleider von Dunkelbraun bis Rosa und seine Gesichter von Blaugrau bis zur Pfirsichfarbe zu schattiren. An einem Bilde, das im Louvre hängt und sehr schön ist, soll er zwei Jahre lang getönt haben.

Dies Prinzip der Plastizität und der Aberglaube, ein Bild müsse „aus dem Rahmen hervortreten", war vielleicht der verhängnißvollste Mißgriff der Malerei. Erst die Japaner haben uns vor Kurzem aus dieser Sackgasse geholfen. Aber den Zeitgenossen enthüllte sich mit dieser Entdeckung ein großes latentes Gesetz, dessen Zauber auf Jahrhunderte hinaus sie umfing. Und Alles, was bis dahin bestanden hatte, wurde für sie sekundär und historisch.

Bewegung ist, der Kathederdoktrin Lessings zum Trotz, bildnerisch darstellbar und ein würdiger Vorwurf der Kunst. Zwar nicht in der Art der Bilderbücher zum Ziehen, sondern durch Erfassung des einen, des charakteristischen Momentes. Dies Erfassen ist schwer; der Momentphotograph kanns nicht, denn er zeigt gehende Menschen taumelnd und galoppirende Pferde strampelnd. Die Kunst der Alten verstand solche Darstellung meisterhaft; das Mittelalter wußte nichts von ihrer Möglichkeit. Es werden wohl die Florentiner gewesen sein, die zuerst in das Geheimniß der latenten psychophysischen Gesetze eindrangen, in denen die Sehgewohnheit des Auges und die Bewegungsmechanik des Objektes



sich verschränken. Lange währten die stets erneuten Entdeckungszüge in diese Gefilde. Vom leisen Schreiten der Quattrocentofrauen bis zur edlen Bühnenbewegung der Raffaeliten, von der Muskelsprache Buonarotis bis zu den Spasmen der Jesuiten folgten einander die Enthüllungen latenter Gesetze. Und noch in jüngster Zeit geschah eine letzte Entdeckung, als von der wahren Bewegungsform des Menschenthieres der Gestus überwunden wurde.

Nicht minder verwickelt, wenn auch mathematischer Behandlung zugänglich, ist die Gruppe der perspektivischen Gesetze. Zeige einem geweckten Jungen, wie er ein Haus zeichnen muß, „damit es auch von der Seite zu sehen ist" — und Du wirst ein ähnliches Entzücken finden, wie es zu jener Zeit die alten Italiener verspürten, als sie zum ersten Mal auf Hintergründen und Intarsien endlose Bogengänge und Galerien anstaunten, die sich tief hinter die Oberfläche der Leinwand und der Holzplatte zu versenken schienen. Das Gesetz des Verschwindungspunktes — seitdem längst kein latentes mehr — war neu erstanden und hatte den Zauber gewirkt.

N'insistons pas. Die selbe Erscheinung läßt sich bei der Entdeckung des Schlaglichtes, des Clairobscur, des Inkarnats und tausend anderen Evolutionen beschreiben. Das bleibe Kunstdeutern und Chronisten überlassen. Hier sei kurz die Entstehung der Landschaft als das größte Ereigniß moderner Kunst und lehrreichstes Beispiel erwähnt.



Wenn auch die Natur in jeder Richtung, die wir zu vertiefen wissen, uns in voller Unendlichkeit entgegentritt, so scheinen uns Modernste im umfassendsten Bilde der landschaftlichen Anschauung mehr als anderswo nach unendlich vielen Seiten hin unendliche Reihen verborgener Gesetze zu umfangen. Gesetze des Bodens, des Himmels, des Wassers, der Vegetation, der Fernsicht, der Witterung, der Tageszeit, der Luft, der Farbe; Gesetze, deren einige uns bekannt sind, manche sich enthüllen und die meisten ewig verborgen bleiben werden.

Wenn auf den wundervollen Bildern der Alten, die Pompeji uns aufbewahrt hat, als Hintergrund für heroische Szenen Bäume, Thiere, Berge, Tempelchen erscheinen, so wollte der Meister des Malerhandwerks uns Manches andeuten, aussprechen und sinnbildlichen, um seine Gestalten zu erläutern und ihnen würdige Umfassung zu schaffen; ob aber solche Dinge in Wirklichkeit sich jemals vereinen konnten: daran dachte er nicht, noch ahnte er eine Wirkung solcher unbelebten Vereinigung. Nicht anders die frühesten Niederländer und Italiener. Sie liebten geographische Monstrositäten als Ersatz des geheiligten Goldgrundes: hängende Dörfer auf runden Felsungeheuern, Palmbäume zwischen Tannenabhängen, Wege, auf denen abenteuerliche Dinge passirten, und Flüsse, in denen Menschen ertranken. Was sie bewegte, war ein Orbis pictus, aber keine Landschaft. Schließlich lernte



man in Norditalien sich bescheiden; und Manchem gelang als Hintergrund ein Frühlingsbildchen oder eine Campagna-Aussicht.

Die wahre Landschaft konnte nur im Norden entstehen, wo der vierfache Wechsel der Natur mit dem Jahreskreis der menschlichen Stimmung Schritt hält und jeder Tag dem Auge eine neue Welt, der Seele einen neuen Spiegel zeigt. Und hier enthüllten sich denn auch zunächst die geheimnißvollen Beziehungen der Dinge unter einander; an die Stelle der Abbildungen trat das Bild, an die Stelle der unmöglichen Naturkuriositäten trat die mögliche Landschaft. Dem verfeinerten Sinn zeigte der Mittag andere Züge als der Abend, die Märzwolken leuchteten ihm mit anderen Strahlen als der Julihimmel, ein Regentag düsterte mit anderen Tönen als ein Morgennebel.

Wenn auch durch szientifische Abstraktion nicht gewonnen: latentes Gesetz und Geheimniß war, was sich hellblickenden Augen von solchen Differenzirungen enthüllte; und jede Enthüllung war begleitet von allen Erschütterungen, die wahre Kunst — und sie allein — hervorruft.

Ein letzter Schritt geschah, als die Beziehungen der Natur zum Menschen die Kunst zu beherrschen begannen. Wie die großen Silberkugeln, die man in alten Gärten findet, das Spiegelbild der Beete und Wege zurückstrahlen, nicht ohne gemäß den Reflexionsgesetzen, die der gekrümmten Fläche innewohnen, es eigenartig und doch methodisch



umgestaltet zu haben: so tritt in der subjektiven Kunst zu der verborgenen Gesetzmäßigkeit des Angeschauten die verborgenere des Anschauenden. Und diese Kunstform des vu à travers d'un tempérament, die uns heute ausschließlich regiert, ist vielleicht deshalb die höchste — im strengsten Sinn genommen, war sie stets und wird sie die einzige sein —, weil sie durch ihr doppeltes Geheimniß die unendliche geschaffene Welt nochmals unendlich vervielfältigt.

Von der Vertiefung der landschaftlichen Empfindung abgesehen, waren die Enthüllungen, die das übermäßig gepriesene neunzehnte Jahrhundert der Malerei bescherte, minderer und vorwiegend technischer Art.

So, als die Ertötung der Natur durch die photographische Kamera bereits im Schwange war, entdeckte ein Mann, daß alle früheren Bilder in einem bestimmten Sinn falsch waren. Er versuchte, die Dinge wiederzugeben, wie er sie sah, und das Ausstellungsvolk war empört (auch Das kann eine Wirkung wahrer Kunst sein), einen gemalten Himmel zu sehen, der heller war als eine weiße Tischdecke im Schatten. Als man das Naturgesetz erkannte, das solchem Schaffen zu Grunde lag und das nur für den Künstler, längst nicht mehr für den Naturforscher, ein latentes war*), erfand man den Begriff und

---

*) Wenn ich nicht irre, kann man in Helmholtzens physiologischer Optik den Nachweis finden, daß ein



Namen der „Valeur". Er ist heute im Künstlerwälsch unentbehrlich und bildet die Aussteuer sämmtlicher Malmädchen.

Einem Anderen graute vor den materiellen Eigenschaften unserer schmierigen Farbstoffe, die bei jeder Mischung trüber und lebloser werden. Er hatte bemerkt, daß ein blau und roth gewürfeltes Tuch aus der Ferne ein bewegteres Blauroth und Violett zeigt als das wüste Gequirl aus Krapp und Ultramarin, und begann, das vibrirende Farbenspiel — die Franzosen nennen's chatoyant — der leuchtenden Natur nachzuahmen, indem er kontrastirende Farbstriche neben einander setzte und dem Auge überließ, sie zu vereinigen. Auch hier war instinktiv ein physisches Gesetz erkannt, dem die Naturwissenschaft schon zur Zeit des Farbenkreisels exakt zu Leibe gegangen war. Genau genommen, kannten sogar die alten holländischen Meister des Inkarnats viele von seinen Schlichen.

Ein Dritter versenkte sich in das Studium altjapanischer Farbendrucke und errieth die Wirkung durchgehender Linien und ungetheilter Flächen; ein Vierter lernte in der selben Schule Das, was man die Relativität der Farben nennen könnte.

Genug; ich werde weitschweifig. Am Ende hätte ich von dem Schönheitskanon des Alter-

---

schwarzer Sammet im Sonnenlicht fünfzigtausendmal heller leuchtet als das weißeste Papier im Schatten.



thums und der Neuzeit, von den Proportionen in der Architektur, von den Gesetzen der Farbenkontraste und tausend ähnlichen Dingen gesprochen. Ich vergesse, daß ich nicht beweisen, sondern behaupten will.

Das latente Gesetz in der Natur.

Ich habe von der ästhetischen Freude am latenten Gesetz nur in Ansehung der Kunstbetrachtung gesprochen. Das ist zu eng gefaßt: auch dem unmittelbaren Genuß der Natur — das heißt: der geschaffenen, entstandenen und erzeugten Dinge — ist diese Erscheinung Schlüssel und Siegel.

Von dem schlechthin ästhetischen Genuß rede ich, von dem wahrhaft sinnlichen Genuß des Auges. Nicht gar so häufig begegnen wir ihm: von zehn Menschen, die sich an der Schönheit unseres deutschen Waldes begeistern, werden neun meist vom Ozongehalt, von der Kühle, der Vortrefflichkeit des Holzes und der Allmacht des Schöpfers erfüllt sein, während einer am Spiel der Lichter, an der lebendigen Architektur der Stämme und dem Blau der Himmelflecke sich erfreut.

Versuche, aus dem Gedächtniß einen Baumstamm zu zeichnen. Du weißt genau: so und so rundet sich der Schaft, so und so verzweigen sich die Aeste, so und so füllen sich die Räume



mit Zweigen und Sprößlingen, — und doch bleibt das Bild armselig und falsch. Etwas fehlt; das Ding will nicht leben. Die flüchtigste Skizze nach der Natur giebt größere Wahrheit, denn mit einem Blick erfaßt das Auge mehr von den unzähligen Gesetzmäßigkeiten der Natur als der Geist mit allen seinen Reflexionen. Lionardo gab ein Rezept, Fabelthiere zu erfinden: man wage ja nicht, Etwas zu erschaffen, sondern kombinire nur bekannte Theile, etwa den Kopf eines Hahns, den Leib eines Löwen und die Füße einer Ente. So machten's auch die Alten. Und sie hatten Recht, denn auf diese Weise werden nur die Zusammenhänge falsch, die wir kindlich ungeschult hinnehmen; die Theile behalten Etwas von der souverain überzeugenden latenten Gesetzmäßigkeit der Natur.

Es hat noch nie einen Menschen gegeben, der eine Blume erfinden konnte; was er schafft, wird schülerhaft unwahr bleiben, während ein neuentdecktes Fossil, ein nie gesehenes Seegeschöpf kraft seiner gesetzmäßigen latenten Wahrheit uns den Stempel der Existenz entgegenhält.

So erkennen wir unter hundert Thieren das eine von reiner Rasse, obwohl wir von den verborgenen Gesetzen anatomischer Konstruktion, von der Oekonomie der Muskelwirksamkeit, die ihm den Adel verleihen, keine Ahnung haben.

Noch mehr: zeige einem Menschen von hellem Blick eine vorzüglich konstruirte Lokomotive oder eine gut entworfene schmiedeeiserne Brücke; er



hat von dynamischen oder statischen Gesetzen nie Etwas gehört und wird dennoch diese Werke genießen und von schlechteren unterscheiden. Die komplizirtesten, ja verworrensten Gesetzmäßigkeiten werden dem Auge instinktiv fühlbar und ästhetisch empfunden. Das zeige ein letztes Beispiel.

Von erzeugten Dingen giebt es wenige, die so sehr einem Gewachsenen und Naturerschaffenen gleichen wie das Bild einer holländischen Stadt. Ihr Charakter wäre mit einem Schlage vernichtet, wollte man wagen, längs den mit Bäumen gesäumten Grachten einen Boulevard anzulegen oder die Fassaden zu verbreitern oder italienisches Schmuckwerk vor die rauhen Fronten zu kleben. Das Auge erkennt und genießt die heimlichen und einfachen Zusammenhänge, die so seltsames und doch organisches Wesen erzwungen haben, lange, bevor der Verstand begreift, wie Wasserverkehr und enges Handelsleben, Reichthum und Geschäftigkeit, Tiefland und Meeresnähe so und nicht anders zum Gleichgewicht wirken konnten.

So erweist sich der Sinn weiser, tiefer und reicher als der Geist.

Metaphysische Anmerkung.

Dies führt zu einer allgemeineren Betrachtung. Die Wissenschaft hat kein anderes Ziel, als



unsere Erfahrung zu vereinfachen. Sie besorgt es, indem sie die Erscheinungen zu Gesetzen gruppirt und jedes dieser Gesetze durch Reduktion auf ein allgemeineres, angeblich einfacheres oder plausibleres erklärt. Sie reduzirt die Mannigfaltigkeit der Welt so lange, bis alle Substanz in Wirbelscharen von Atomen zerstäubt und aller Geist in Bewußtseinselemente zertrümmert ist, worauf sie dann nach Belieben diese beiden armseligen Prinzipien zusammenleimen, koppeln oder separiren mag. In der fixen Idee befangen, zu klären und zu beweisen — während sie in Wirklichkeit nur katalogisirt —, verarmt sie unseren Besitz, indem sie ihn erweitert.

Die Kunst hat vom Baum der Erkenntniß nicht genossen. Sie lehrt uns die unendlichen Gesetze der Welt fühlen und ahnen, aber nicht erkennen. Das Wissen ist ihr Tod. Das, was die Wissenschaft erkannt, entgöttert und entgeistert hat, verläßt sie, um aus den unberührten Tiefen der Natur neue Geheimnisse emporzuholen, die sie wie eine heilige Monstranz den Augen offenbart und den Händen verwehrt. Sie bereichert unsere Seele, da sie von allen Unermeßlichkeiten der Welt uns die einzige zu kosten giebt, die uns beseligt: die der Vielfältigkeit. So liegen die Beiden in ewigem Kampf.



Kunstempfinden als Offenbarung.

Daß Kunstempfinden die Empfängniß einer Offenbarung bedeutet — nur daß hier der Intellekt blind und die Seele sehend wird —, zeigt sich in der plötzlichen, intuitiven, erleuchtenden Gewalt des Vorganges.

Wir laufen durch die traumhaft endlosen Säle einer Jahresausstellung mit müdem Genick und Galeriebeschwerden im Magen. Rechts und links, oben und unten kleben die seifigen Leinwandkrusten: gemalte Bäume, gemalte Kühe, gemalte Gesichter. Wir laufen wie die gefangene Katze und suchen Ausgänge. Halt! Da packt es uns. Wir stehen vor einem Stück Kunst. Ein Blitzschlag; wie wenn man auf der Straße einer schönen Frau begegnet. Noch bevor wir recht wissen, was zwischen den vier goldenen Leisten vor sich geht, oder gar, „was der Künstler gewollt haben mag", hat das Auge gesprochen und das Herz entschieden. Mag der Verstand hinterher seinen Senf zugeben oder nicht. Der ganze Vorgang ist so mächtig, so instinktiv und so plötzlich, daß wir mit Sicherheit wissen, hier vollziehe sich eine Naturerscheinung, die auf einfachen, deutlichen und unabänderlichen Naturgesetzen beruht. Und wir wissen ferner, daß von dem Augenblick an, wo wir uns in die Tiefe dieses Werkes versenken, Schauer um Schauer aus diesem toten Leinwandviereck hervorbrechen und einen Strom in unsere Seele gießen wird, der unsere Seele reicher macht, als sie zuvor gewesen.



Daher die kinderfrauenhafte Tragikomik aller Kunstschreiberei. Der Mann schildert uns eine Epoche. Gut. Er setzt das Künstlersubjekt behutsam hinein in sein historisches, geographisches, soziales Milieu. Gut. Er entwickelt mit Beredsamkeit, was dieses Subjekt fühlte und wollte, meinetwegen sogar, was es wollen mußte. Bis dahin Alles schön und gut. Nun kommt die Hauptsache. Die Identität des Geschaffenen mit diesen großen Zielen und Gedanken soll erwiesen, und damit die Berechtigung dargethan werden, daß diesem und gerade diesem Subjekt und Objekt die Ehre der weitläufigen Beschreibung zu Theil wurde. Dieser Beweis ist das wichtige und interessante Moment, dieser Beweis ist die wahre Quintessenz der Kritik; und diesen Beweis erhalten wir nicht. Nicht einmal den Versuch des Beweises. Es bleibt bei der autoritären Behauptung, durch die ein feines Ohr gelegentlich die Einflüsterung eines zünftigen Souffleurs hindurchklingen hört. Und so ist denn das Beste an der ganzen Leistung die Beredsamkeit, die Illustration und der Literaturnachweis.

Unter Zunftgenossen giebt es nur zwei Ausdrucksweisen künstlerischer Beurtheilung. Das eine Urtheil lautet: „Das ist fabelhaft", das andere: „Das ist gemein". Und weiter hat es noch keine Kunstkritik der Welt gebracht.



Für Alles, was hier ausgesprochen wurde, wird eine Bestätigung mittelbarer Art sich einstellen, wenn wir die Gegenfrage aufwerfen: Wie verhält sich unser Kunstempfinden, wenn die Schleier des unbewußten Gesetzes gefallen sind, wenn Wissen und Erkennen an die Stelle des Empfindens getreten, mit anderen Worten: wenn die einstmalige Kunstoffenbarung für uns Rezept geworden ist? Ich weiß für diesen Fall kein bezeichnenderes Beispiel als die Kunst der Hochrenaissance, die in den letzten hundert Jahren zweimal maßlos vergöttert und dreimal schmachvoll verdammt worden ist. Keine Kunst verstehen und durchschauen wir so vollkommen wie die späteren Denkmäler der raffaelischen Epoche. Wir kennen die Regeln ihrer Komposition und Massenvertheilung. Wir können die Lehren ihrer Farbenstellung literarisch nachkalkuliren. Die Technik ihrer anatomischen Auffassung, ihrer Ueberschneidungen und Verkürzungen wird auf unseren Hochschulen gelehrt, leider sogar noch immer vereint mit dem Renaissancegestus, dessen pathetische Komik uns in der Gymnasialzeit aufgezwungen wurde. Wir wissen den Truc ihrer imposanten Schönheitsproportionen: Kopf und Arme zu klein, Beine zu lang, Rumpf zu breit, Augen zu groß, Nase zu schmal, Oberlippe zu kurz, Gesicht zu oval. Ja, wir kennen sogar die Technik der Gedankenwege, die ganz abstrakte Vorgänge und Begriffe bildlich zu



machen verstand, wie etwa ersichtlich in der Schule von Athen oder der Disputa; eine Technik von nüchterner, schematischer Einfachheit, die vielleicht deshalb in allen kunstgeschichtlichen Darstellungen in den Himmel erhoben wird. Wir erkennen alle diese Lehren und Rezepte so genau, daß es kaum zu verwundern wäre, wenn eines Tages ein dresdener oder karlsruher Professor — vorausgesetzt, daß er zeichnen gelernt hätte — zum Zweck einer Kirchenausschmückung in Essen oder Chemnitz einen echten Raffael zu Stande brächte. Viel aussichtsloser wäre es, den Herrn zur Herstellung eines Giorgione oder Velasquez zu verwenden. Denn in den Werken dieser Meister finden wir jene unerkannten Tiefen, jene ungesprochenen Offenbarungen, die nach zweihundert und dreihundert Jahren den selben mythischen Zauber ausstrahlen wie am ersten Tage. Oder so sagt uns doch, wie man es anfängt, um einen Menschenkopf bis auf zehn Pinselstriche zu verflüchtigen und in diesem Rest die Summe seiner geistigen und leiblichen Essenz zurückzuhalten; oder den Umriß eines Gewandes so zu führen, daß die bloße Linie dieser schwarzen Kaskade uns Stimmung aufzwingt; oder den Sehnerv unseres Auges durch Kontraste so zu demüthigen, daß es ein Stückchen gelblichen Graus als durchsichtiges Silber und einen Fleck dünnen Zinnobers als tiefsten Purpursammet hinnimmt.

Wenn heute ein unbekanntes Bild von Rubens



entdeckt wird, so begegnen wir einem alten Bekannten in neuem Anzug. Kommt aber ein Werk jener alten Zauberer ans Tageslicht, so dürfen wir eine Verkündigung erhoffen.

So unterscheiden sich zwei polar verschiedene Arten von Kunstgenuß, deren eine wir die akademische im Gegensatz zu der anderen, der enthusiastischen, nennen dürfen. Die erste ruht auf dem Grundsatz des latenten Gesetzes, sie ist ursprünglich und von sinnlicher Reinheit; die andere kommt zu Stande als ein Ergebniß des Studiums, der historischen Betrachtung oder der Antiquirtheit und ist Domäne des Connaisseurs und Literaten.

Die Frage der Werthabwägung jener beiden Urhebergruppen, an sich schon ohne sonderliches Interesse, bleibt in dieser Gedankenfolge unberührt, denn wir reden hier nicht von Kunsterzeugung, sondern von dem stillen Untergrund dieser zufälligen Erscheinung: vom Kunstempfinden. Uns genügt die Thatsache: Jahrhunderte lang hat Bewunderung, Nachahmung, Forschung, Darstellung die Reichthümer unendlich vieler Werke so erschöpft, daß uns nur noch das Ausschmelzen karger Schlacken übrig bleibt. Mit unserem überentwickelten historischen Verständniß können wir versuchen, uns, rückwärts gewandt, zu Zeitgenossen der Alten und Aeltesten zu machen und aus diesem Kostümspiel heraus uns aufs Neue zu begeistern; aber diese Begeisterung ist künstlich und dürftig; wir vermögen das Spiegelbild nicht zu umarmen.



Das erklärt, warum unser Verhältniß zu so vielen guten und besten Werken älterer Zeit so sehr ins Schwanken gerathen mußte; ich nenne vornehmlich die Kunst des Cincequento, die Literatur und Musik des achtzehnten Jahrhunderts und — Gott verzeih mir die Sünde — die Blüthezeit der Griechen. Das erklärt, warum die Neusten in so heftige Abneigung und ihre Gegner in so hauslehrerhafte Rechtfertigungsversuche hineingerathen sind. Das Unrecht ist auf beiden Seiten, denn die Werke selbst zwar trotzen den Angriffen und spotten der Rettung: aber kraft des Gesetzes, das hier entwickelt wurde, mußten sie die Macht über unsere Seelen verlieren.

Die Aesthetik der Zurückgebliebenen.

Ueber alle Seelen freilich nicht. Das lehrt der Blick auf ein beliebiges Museumspublikum. Manche Oberlehrer, Amtsrichter und Konsistorialräthe verleben vor Werken, an denen wir still vorüber schreiten, Augenblicke des vollsten Genusses. Und dieser Genuß ist gepaart mit den selben Gefühlen der Freude, der Ehrfurcht, der Läuterung und des Menschenstolzes, die uns beseelen, wenn der Blick des Genius uns streift. Und diese Menschen sind nicht einmal die blinden Banausen, zu denen die modernen Revuen sie machen möchten; unzweifelhaft bilden sie einen



erklecklichen Bruchtheil der Volksintelligenz; und daß Intelligenz und Kunstverständniß einander ausschließen: dafür ist der Beweis noch nicht erbracht.

Da wir längst klar darüber sind, daß Jeder, Somali, Papua oder Sioux, auf seine eigene Aesthetik Anspruch haben müsse, so ist es Zeit, zu lernen, daß auch im wärmsten Schoß unserer mitteleuropäischen Kultur zwei Arten von Aesthetik friedlich neben einander ruhen. Denn wenn auf der Offenbarung latenter Gesetzmäßigkeiten alles Kunstempfinden beruht, so ist klar, daß dem Einen als Offenbarung erscheint, was dem Anderen längst zur Trivialität geworden ist. Nirgends aber ist so sehr wie in unserem künstlerisch schwer begreifenden Vaterlande die Aesthetik der Vorgeschrittenen um generationenlange Strecken der Aesthetik der Zurückgebliebenen vorausgeeilt.

Die Gefahren dieses Zustandes sind nicht genügend gewürdigt. Unsere Künstler haben sich gewöhnt, die jeweilig ältere Generation heftig zu verdächtigen. Hierin liegt Selbsterhaltungstrieb; denn eben diese Aelteren sind die Mächtigen, die Reichen und die Lehrhaften, verkörpern also Staatsgunst, Aufträge und Anerkennung. Und so schaarten sie sich zusammen, um eine Exklusivkunst und ein Adeptenthum zu schaffen, das auf Gefolgschaft der Massen verzichten durfte. Zu befürchten ist, daß diese Entfremdung immer mehr auf eine Kunst für Eingeweihte, Suggerirte und Hysterisirte hinausführt, während wir mehr denn je eine Kunst für Männer brauchen.



Diese Erscheinung, die Absonderung von den Massen, die Flucht aus der Oeffentlichkeit, hat zwar auf anderen geistigen Gebieten sich längst vollzogen und zu einer höchst eigenthümlichen und neuzeitlichen Trennung intellektueller Schichten geführt. In Wissenschaft, Technik, Industrie und Finanz haben Menschengruppen sich gebildet, die sich als Gehirn konstituirten, während sie es der Menge überließen, Arme und Beine, Lunge und Magen zu sein. Wer eine Abhandlung in Wiedemanns Annalen oder in den Transactions of the Royal Society sieht, denkt schwerlich daran, daß die krausen dreifachen Integralzeichen für das Leben Bedeutung haben. Und doch hat der geschickte Mechanikus, der die Resultate benutzt, um ein neues Telegraphensystem zu schaffen, oder der Popularphysiker, der einen Vortrag über neue Theorien der Erdrevolution hält, nichts weiter gethan als: die Unterhaltungen jener gelehrten Herren belauscht und unseren Bedürfnissen angepaßt. Oder: zwei Gehirnmenschen einigen sich nach langen Debatten über einen Grundsatz der politischen Oekonomie; ein Glück, daß die Hausväter, die am Jahresschluß ihr Budget einschränken müssen, nicht wissen, daß sie ihren Aerger dieser Besprechung verdanken. Oder: ein Finanzmann schließt eine langwierige Kalkulation ab und setzt seinen Namen unter die Endsumme; und zwölf Monate später ist auf den Bierbänken von zwei Dutzend Provinzialstädten von nichts Anderem die Rede als von der neuen Eisenbahn,



und fünf Landräthe toasten auf den Kulturfortschritt. Warum sollte also Aehnliches nicht auf dem Parnaß sich ereignen? Ein Bürgersmann höhnt und tobt vor einem Ausstellungsbild; und über ein Kurzes muß er mit der Farbenzusammenstellung seiner Kravatte, mit dem Tapetenmuster seiner Guten Stube, mit den Bilderbüchern seiner Kinder und dem Umhang seiner Frau dem geschmähten Künstler das unbewußte Opfer seiner Bewunderung und Dankbarkeit bringen. Wieder einmal wird der Magen dem Gehirn unterjocht.

In dieser Perspektive verstehe ich die heutigen Bestrebungen jeder Sezession, die nicht eine secessio plebis, sondern eine secessio bonorum*) in montem sacrum bedeutet. Geistig und räumlich werden Regionen geschaffen, in denen das letzte, feinste und abstrakteste Fühlen und Denken der Kunst sich äußern darf. Eine Akademie im Sinn der Alten, ein Gegenpol der Akademien im Sinn der Neuen. Hier soll in programmloser Entwickelung Geheimniß um Geheimniß der Natur dem Empfinden nahe gebracht und so der reine Kunstgenuß den Reifsten erweckt werden: der Routine und Nachahmungslust der Popularisatoren mag es dann überlassen bleiben, die Essenzen zu verdünnen und dem Genußsinn der Vielen, der Aesthetik der Zurückgebliebenen verdaulich zu machen.

*) ‚boni‘ hießen nicht ‚die Guten‘ sondern die ‚besseren Stände‘.



Eine Gefahr habe ich erwähnt; und ein weiteres Opfer muß der Wahrheit gebracht werden. Denn manchmal will es mir scheinen, als ob das Wirken der Großen und Einsamen zwar das Interessantere, aber nicht das Wesentliche und Bleibende ist. Das Wesentliche ist am Ende gar die träge Reaktion der breiten Menge. Vielleicht haben die großen Japaner nur gelebt, um uns neue Plakate und moderne Bücherdeckel zu schaffen; vielleicht haben Moreau und Rossetti gemalt, damit Gerson graue Schleppkleider verkaufen und Frau Schulze einen englischen Fries auf ihre Goldtapete kleben konnte; vielleicht haben Kleist und Hebbel gedichtet und gelitten, weil die Bühnen unserer Schauspielhäuser von patriotischen Lauffereien erdröhnen und die Strickstrümpfe unserer Stiftsdamen mit vaterländischen Thränen sich feuchten sollten.

Eins scheint gewiß: was man den Stil einer Zeit nennt (also das künstlerische Sammelempfinden, so trivial es sei), ist weitaus bedeutsamer als das einzelne Werk oder der einzelne Mann, der scheinbar der Einführer oder Urheber dieses Stiles war. Scheinbar: denn im Schoß der Zeit lag keimend das Bedürfniß; und wäre er, der Urheber, wie Millionen andere Genialitäten, in den Windeln gestorben, so wären sechs andere erstanden, um seine Arbeit zu verrichten. Denn die Natur verzweifelt nicht. Und der Urheber selbst: war nicht Alles, was er that und schuf, Reaktion gegen die Alltäglichkeit, die ihn umgab?



Ich las neulich die Klage eines Kunstbeschreibers, der sich vor die Wahl gestellt sah, den Zusammenhängen der Thatsachen Gewalt anzuthun oder auf alles Systematisiren zu verzichten; denn er fand, daß oftmals der Vater jünger war als der Sohn und der Schüler älter als der Lehrer. Aus diesem Dilemma giebt es nur dann einen Ausweg, wenn man sich zu der Erkenntniß entschließt, daß nicht die Ereignisse wesentlich sind, sondern die Vorgänge. Dann wird man nicht mehr Geschichten der Kunstwerke, sondern die Geschichte des Kunstempfindens oder — um endlich dieses greulichen Wortes ledig zu werden — die Geschichte des Geschmackes schreiben. In ununterbrochener Kontinuität, ja, in den artigsten Sinuskurven wird man dann das Band der Entwickelung sich abrollen sehen und mag dann, um ganz gründlich zu verfahren, auch noch den Parallelismus und die Phasenverschiebung der Aesthetik der Zurückgebliebenen in die Betrachtung einbeziehen.



Konklusion.

Das war zu viel Theorie. Ich fürchte, Leser, daß ich im Begriff bin, Dein Wohlwollen und, was schlimmer ist, Deine Aufmerksamkeit zu verlieren. Finissons.



Ein letzter Schritt ins Metaphysische bleibt uns jedoch nicht erspart; nur ein Schritt, denn die Kälte der Abstraktion schmerzt. Alle Gesetzmäßigkeit ist subjektiv. Sie liegt nicht in den Dingen, sondern wir legen sie in die Dinge hinein. Es ist der Faden, an den wir willkürlich die Erscheinungen reihen, um ihrer habhaft zu werden, um sie unserem Besitz zu unterwerfen. In einem Block karrarischen Marmors hängen die Kristalle von kohlensaurem Kalk unentwirrbar, jedes mit jedem zusammen. Die Hand, die eine Athene daraus meißelt, trennt die Verbindungen, die ihr unnütz erscheinen, und läßt von allen Zusammenhängen nur die bestehen, die ihr die rechte Oberfläche bilden. Und hätte sie einen Eros schaffen wollen, so würden die willfährigen Körner den veränderten Hammerschlägen mit neuen Flächenscharungen sich dienstbar erwiesen haben. Der Block selbst aber hat weder mit dem Bilde des Eros noch mit dem der Athene Etwas zu schaffen. Eben so: Fünf Menschen betrachten einen Baum; dem Einen ist er ein botanisches Spezimen, dem Anderen Unterholz, dem Dritten ein Farbenfleck, dem Vierten eine Silhouette, dem Fünften ein lebendiger Organismus. Keine dieser Auffassungen ist wahr, keine falsch; Jeder wirft mit der Zauberlaterne seines Geistes ein buntes Bild in den Nebel und freut sich des Wiederscheines. Da nun das Empfinden einer Gesetzmäßigkeit den Zustand hervorruft, den wir ästhetischen



Genuß nennen, so ergiebt sich, daß der Genuß der Natur oder des Kunstwerkes eigentlich ein Genuß unseres eigenen Geistes — oder des größeren Geistes jenes Kunsturhebers — ist. Daher kann der Satz: Schön — oder besser: anschauungswürdig — ist, was eine latente Gesetzmäßigkeit zur Empfindung bringt, in die weniger präzise, aber subjektivere Form gegossen werden: anschauungswürdig kann nur sein, was von einem Blick Zeugniß ablegt, der freier und reicher ist als der unsere. Unsere Zeit hat denn auch ein entschiedenes Empfinden dafür erworben, daß Genialität der Urgrund allen Kunstgenusses sein müsse, und sich gewöhnt, das schlechtere Werk des stärkeren über das bessere Werk des schwächeren Schöpfers zu erheben. Und unsere Künstler haben in gleicher Erkenntniß zu Gunsten einer gewaltsamen Steigerung ihrer Originalität und Persönlichkeit vielfach auf Vertiefung, Respekt vor der Natur und Meisterschaft verzichtet.

Die subjektivere Formulirung und Auffassung gestattet uns, die Erscheinung (das Phänomen) des Kunstgenusses in der Weise zu verbildlichen, daß wir uns in den Geist eines Größeren zu Gast geladen denken. Mit seinen helleren Augen und feineren Nerven läßt er uns über die Welt blicken, und das vertraute Bild ist verwandelt. Was getrennt und zusammenhangslos war, fügt sich in große Linien und Formen zusammen; und was wirr und unauflöslich erschien, sondert



sich in harmonische Massen und Kontraste. Der Gast fühlt sich über das eigene Ich hinausgehoben und empfindet zum ersten Mal, der steinernen Sphinx der Erkenntnißprobleme zum Trotz, Etwas wie ein klein Wenig Gewißheit, daß mit dem eigenen intellektuellen Besitzstand der geistige Inhalt der Welt nicht erschöpft sei.

1901.





Inhalt

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

[illegible] 1902 p. 110 [illegible] von Littirs! —



Reflexionen

zu

Walther Rathenau's

Impressionen:

„Höre Israel!“

—

Eine Erwiderung

von Dr. med. Selig.



Sehr geehrter Herr!

Sie haben das unbestreitbare Verdienst, ein Jude, die langlebige Judenfrage, die geboren wurde, um scheinbar endlos zu leben, zur öffentlichen Diskussion gestellt zu haben. Ihr Verdienst gipfelt freilich nicht so sehr in der Thatsache, daß Sie sie zur Diskussion stellten, sondern in der Eigenart, daß Sie mit derselben als Jude und als solcher in der vorliegenden Form, in der Erwartung allseitiger Zustimmung, sich ausschließlich an Ihre Stammesgenossen gewandt haben. Gleich dem Zauberlehrling haben Sie die Geister gerufen, die Sie nun nicht los werden.

Der Ruf: „Höre Israel!" ist noch niemals ungehört verhallt. Wo dieser Ruf erschallt, vor dem Palaste des Reichen und der Hütte des Armen, da öffnen sich die Thüren und die Herzen und Aller Lippen schicken zitternd den Notschrei gen Himmel. Welchem Stande sie angehören, auf welch verschiedener Stufe der Bildung sie stehen mögen, dieser Ruf weckt in ihnen das Bewußtsein, daß Not und Elend, Kampf und Tod sie untrennbar aneinandergeschweißt haben. — Auch Sie rufen

in Ihrer Not, und Ihre Stimme darf nicht ungehört verhallen.

Wem nicht im rasselnden Getriebe der Welt, wem nicht im erschöpfenden Kampf um's materielle Sein der Sinn für die Rätselfragen der Menschheit abhanden gekommen, der überprüft forschenden Auges die Dinge, wie sie sind und wie sie geworden, und öffnet sein Ohr der Stimme, die verkündet, wie es werden soll. Wie die Judenfrage sich gestalten, wie sie ihre befriedigende Lösung finden soll, das haben Sie nach Ihrer Meinung uns erschöpfend klargelegt.

Ob Sie Zustimmung, ob Widerspruch erfahren, das zu erforschen habe ich mir die Aufgabe gestellt und ich wandte mich, auch früher that man so, an einen, der war ein Heißsporn und ging zu einem Manne aus dem Volke, der war ein Resignierter und zuletzt fragte ich mich selbst. — Es ist mir am bequemsten, meine Auskunftgeber direkt mit Ihnen sprechen zu lassen, und ich bitte Sie, mich umso weniger für die Form verantwortlich zu machen, als namentlich diese die Impression wieder gibt, welche Ihre Schrift auf sie gemacht hat.





Impressionen erwecken Impressionen, hier, die staunender Entrüstung. Sie schildern Eindrücke, die Sie empfunden, ich solche, die Sie hervorgerufen haben. Sie stehen, wie man mir sagt, an der Spitze einer großen Lichtgesellschaft; wollten Sie Licht verbreiten unter Ihren Stammesgenossen oder Ihr Licht leuchten lassen über die Völker der Erde unterschiedslos? Sie nehmen feige Ihre Apologie vorweg; Sie bekennen im ersten Satze, daß Sie Jude sind. Warum thun Sie das? Sie haben das Bewußtsein, daß Sie judenfeindlich, auch kulturfeindlich schreiben und das Prädikat eines Antisemiten ist Ihnen doch zu eckel. — Sie negieren die Notwendigkeit einer Rechtfertigung, in anderem Sinne zu schreiben, als in dem der Judenverteidigung? Ihr Beruf und Ihre Neigung halten Sie von der allzu innigen Berührung mit den Opfern Ihrer blutigen Kritik fern, Sie gehen an Ihren Stammesgenossen vorüber mit abgewandtem Gesicht und zusammengerafften Rockschößen; ein großer Forscher und Psychologe, der Sie sind, fassen Sie die Volksseele, die an Ihnen scheu und geduckt vorbeihuscht, im Fluge und nehmen sie unbarmherzig unter das Seziermesser des Judenhassers. Worin

unterscheiden Sie sich also vom Antisemiten? Durch die Geburt!

Sie sind es doch hoffentlich wohl selbst, der sich auch äußerlich nicht mehr allzusehr vom Stammesdeutschen unterscheidet? Gott sei Dank, Sie können danach des Schutzes der Philosemiten entraten, Sie haben nicht nötig, sich umzudrehen, wenn hinter Ihrem Rücken ein Hepp, Hepp erschallt, — das geht Sie nichts an und doch sind Sie, wie Sie bekennen, Jude und haben das ehrliche Bestreben, was am Leibe des Germanentums ein fremder Organismus, nach Ihrer unmaßgeblichen Meinung, auszuschneiden?

Von der wirtschaftlichen Frage wollen Sie nicht sprechen, von der kulturellen, der Gesellschaftsfrage, die sich drohend erhebt. Die Tiergartenstraße im Glanze der Mittagssonne, der glänzende Vorraum eines im Lichtmeer gebadeten Theaters ist für Sie das ganze Operationsfeld, auf welchem Sie von der erhöhten Warte Ihres erhabenen „Ich" den mehrtausendjährigen Kampf um's Recht souverän entscheiden. „Auf märkischem Sande, eine fremdartige, asiatische Horde"; nehmen Sie noch einige Tanzbären und Kameele hinzu und die Zigeunerbande, die die Feuerwehr mit zischendem Wasserstrahl aus dem Weichbild der Stadt vertreibt, ist fertig. Warum nicht ein eignes Foyer für diesen „glänzend und auffällig staffierten Menschenstamm, mit heißblütigem Gebaren", damit der „ungesättigte Haß, der auf

ihren Schultern lastet" und von dem Sie und nur Sie nichts zu tragen haben, nun — weil Sie eben allein dem echten Germanentum fast gleichsehen, — Sie nicht in Ihrer Behäbigkeit stört, Ihr gefühlvolles Herz aus erquickendem Schlummer nicht aufrüttelt!

Ihre im Tiergarten und dem Vorraum eines Theaters gemachten Beobachtungen haben Ihnen genügt, Ihr unerschütterliches Urteil zu begründen und ein ganzer Volksstamm, Ihr eigener verfällt Ihrem Anathema. Welch' ein Hochgefühl Ihnen nach so glänzender That die Brust wohl schwellt! „Aus einem halb freiwilligen, unsichtbaren Ghetto, in dem sie leben", nach Ihrem Ausspruche, wollen Sie sie herausführen, diese Parias, nicht zum frohen Lichte des Tages, sondern — wie es schon das finstere Mittelalter that — zum Scheiterhaufen, zum unnachsichtlichen Tode. Nichts zeuge mehr von ihrem einstigen Dasein, verwischt seien ihre Lebensspuren, und auf den Hügeln ihrer Gräber erheben nur Sie sich mit einigen gleich Werten, ein Phönix aus der Asche. Ja, Sie sind Jude nach Ihrer Geburt, denn tief in Ihrem Gemüte haftet der jüdische Spruch:

„Seines Namens sei nicht gedacht!"

Des Namens Ihres Volkes!? — Ich wette, Sie waren eifriger Pro Bure!

Wozu forschen, wie das geschah, daß sie scheu und gedrückt zur Seite stehen? Genug, daß es so ist; und weil es so ist, weil sie unterlegen sind, giebt ihnen die Geschichte Un-

recht. Seltsame Philosophie, seltsamere Moral! Man hat sie niedergetreten, ihre Leiber zerquetscht und zerstampft, und nun kommen Sie wie der Aasgeier, die Toten zu bestatten!

Wozu Ihrerseits nach Gründen fragen, wo Worte so wohlfeil sind, auch die Behauptung, daß gerade die besten Deutschen einen tiefen Widerwillen gegen jüdisches Wesen und Treiben haben?! Wer sind diese besten Deutschen, sind es etwa Leute, deren Umgangs Sie sich erfreuen, die Sie als rühmliche Ausnahme — gleichsam als seltsames Naturspiel gelten lassen? Dachte vielleicht gar Alexander von Humboldt schon so, der doch auch zu den Besten der Deutschen zählte?

Und wenn dem wirklich so wäre, „daß dem Stammesdeutschen die jüdische Frage so zuwider, wie ihr Gegenstand, wenn er wirklich zufrieden wäre, wenn das schwärzliche Volk ihm vom Leibe bleibt"; was treibt Sie dazu, sich zu räuspern, wie er sich räuspert, zu spucken, wie er spuckt, denen ins Angesicht, welchen Sie leider noch angehören? Sie sind sicher nicht schwärzlich, Ihre Nase zeigt gewiß keine Abweichung, Ihr Aeußeres ist stramm, das eines echten Germanen, denn Sie gestehen ja sogar dem Staate nicht allein das Recht zu, „Herkunft und Gesinnung, sogar das Aeußere streng zu prüfen," bei der Sonderung der Böcke von den Schafen, bei der reinlichen Scheidung der wenigen guten Juden von den vielen bösen! Das Recht, das Aeußere zu prüfen! heißt das nicht sich

prostituieren? Warum ist Ihr sehr wertes Portrait Ihrem Buche nicht vorgeheftet? Mich drückt es wie ein Alp, der Gedanke, ich könnte mich getäuscht, aus Ihren Gedanken Ihr Bild nicht herausgelesen haben, Sie wären nicht blond, sondern tief schwarz, eine „Malice Abrahams"!

„Noch lange", fürchten Sie, „werden die unteren Klassen des Judentums auf das Gewerbe des Handels angewiesen sein?" Warum, werter Herr, fürchten Sie das, woher diese Beklemmung; kann denn ein Jeder Direktor einer Elektrizitäts-Gesellschaft sein, muß es nicht auch Getreide- und Wollhändler geben? In Rathenow stellt man heute vorwiegend Gläser zu optischen Zwecken her, sollten Sie durch eine solche Brille nicht vielleicht in der fernen Vergangenheit den Träger eines der Zoologie entnommenen Namens, etwa Wolf, dem heutigen Walter adäquat, erblicken, der mit einem dieser Gewerbe sich ehrlich nährte? Eine äußerste Möglichkeit gebe ich zu, vielleicht war er Hofjude! Wohl Dir, daß Du ein Enkel bist! Wer sollte wohl dieses Gewerbe des Handels treiben, das offenbar, wie Sie denken, der Reputation Abbruch thut, etwa nur die Germanen? Müßten da nicht Ihre Nachkommen dereinst die Rockschöße zusammenraffen und abgewandten Gesichts auch an Ihnen vorübergehen?

Sehen Sie, Ihre Großväter waren weder Regierungsbeamte noch Offiziere, aber das

geschah ihnen ganz recht, denn die „Geschichte giebt den Unterdrückten Unrecht". Darum betrieben sie wohl ein anderes, ebenso ehrliches Geschäft und hatten nebenbei das lobenswerte Bestreben, gegen Vergewaltigung sich aufzubäumen und ihren Kindern günstigere Positionen zu schaffen. So wurden Sie, was Sie sind. Doch ich vergaß, Sie forschen ja nicht nach Gründen, Sie nehmen die Thatsachen an sich. Warum fühlen Sie als seltenes Naturspiel in den Augen der Stammesdeutschen sich nicht wohl und behaglich? Bangt Ihnen, daß „Vetter Cohn oder Levy" Sie auf der Tiergartenstraße einmal ansprechen möchte, wenn Sie gerade in Gesellschaft eines der besten Deutschen daherkommen, und Ihnen Grüße aus Rathenow bestellen möchte? Schauderhaft, höchst schauderhaft!

Verzeihen Sie, sehr geehrter Herr, ich folge Ihren Spuren und wie Sie sehen, habe ich Sie aufmerksam gelesen, überallhin durch den Schlamm Ihrer Phraseologie, und ich hoffe, Sie werden mich verstehen, auch ohne daß ich Sie anmaßender Weise frage „versteh'n Se mich?" Wie haben Sie doch Hammerstein zu Ehren gebracht mit seinem berühmten „Woßu", und wie werden sich in Zukunft die Herren Stöcker, Liebermann v. Sonnenberg und Böckel auf Ihre einwandfreie Autorität berufen! Israel weiß Ihnen Dank hierfür!

Doch genug zunächst! Man kann nicht ununterbrochen Ihrer verletzenden Tonart folgen,

man muß Sie sich einmal genauer vom Standpunkt des Positivismus ansehen, vergessen, daß Sie den Jargon der Straße hineintragen in eine Frage, die wahrlich Bessere als Sie beschäftigt hat. Wie den ersten besten Gassenjungen reizt Sie das schwärzliche, exotische Aussehen zu den heftigsten Invektiven, die südliche Lebhaftigkeit und der Mangel an urbanen Formen stößt Sie, der sich die Sippe glatt vom Leibe hält, ab, hindert Sie aber nicht, in einer dem Gebildeten wenig anstehenden Form auf Ihre Weise die Lösung der Judenfrage anzustreben.

Schwer ist es schon mit Polen und Dänen den Prozeß der Assimilation zu bewerkstelligen, mit den Juden unmöglich?! Was berechtigt Sie zu der Verdächtigung, als ob die Juden sich nicht voll und ganz als Deutsche fühlten, als ob sie gleich Polen und Dänen ein fremdes Joch abzuschütteln strebten und sich im Heimatlande fremde fühlten? Das ist eine Denunziation, für welche Sie den Beweis schuldig geblieben sind. Aber ein ehrlicher Mann, der Sie sind, der am Wohle der Menschheit mitarbeiten zu wollen vorgiebt, der doch offenbar sein „Höre Israel" erschallen läßt, als einen Ruf in der Not im Vertrauen auf Hilfe, Sie werden es begründen, warum Sie fordern, daß der Jude, um ein echter Deutscher zu werden, „nicht nur seine üblen, sondern auch seine guten Eigenschaften ablegt, wenn sie seinem jeweiligen Heimatgenossen mißfallen". Wer hat je von

einer solchen Moral gehört, die mit den Wölfen heult, die selbst das Gute zum Opfer bringt um völliger Anpassung willen, die auch das Schlechte anzunehmen fordert von dem, welchem man sich anpaßt? Oder ist der etwa auch völlig frei von Fehle, ein seltenes Naturspiel, wie Sie?

Wir halten nicht mehr fest an der Fiktion, wie Sie zufällig richtig bemerken, wir seien das auserwählte Volk — kaum schlauer als andere, aber in Ihnen ist der Gedanke gereift, daß Sie auserwählt seien unter Tausenden, daß nach tausend Jahren Ihnen allein der Messias erschienen sei, einem Auserkorenen unter den „Bewohnern von Sodom und Gomorrha"? Pathologisch?

Ob wir Juden Militärdienst leisten, ob wir Steuern zahlen gleich anderen Staatsbürgern, das ist Ihnen Hekuba, Sie verlangen vor Allem — Vertrauen. Zu wem und zu was? Etwa, daß wir hoffen, die Gesetze würden Scham empfinden, wenn sie ein papiernes Dasein fristen, wenn sie nicht lebendig werden und unterschiedslos, was die Besten der Deutschen, in anderem Sinne als dem Ihren gedacht, mit dem Opfer ihres Blutes erkauft haben, gewähren, Blonden und Schwärzlichen — die Gleichberechtigung?

Wir haben Vertrauen, daß die gesellschaftliche Frage, die durch die Schulstuben und Kollegiensäle schwirrt, die die Ladenschilder mustert, die Hintertreppen der Häuser hinab-

kichert und in den Coupés der Eisenbahnen nistet, ja sogar bei Ihnen den finstersten Ausdruck findet, gelöst wird, unter unserer selbstthätigen Mitwirkung, nicht indem wir grollend zur Seite stehen und mit verbissenem Grimme und neidischem Blicke mitansehen, daß man uns versagt, was man Anderen gewährt — zu Unrecht, sehr geehrter Herr — sondern indem wir den finsteren Gewalten, wie Abneigung, Haß und Rachsucht, in den erhobenen Arm fallen, ja mit den von Ihnen so geschmähten Vereinen zur Abwehr — nicht mit der Einkehr, die Ihnen, dem Satten, wahrlich mehr not thut, als uns.

Wie? unsere Verwünschungen, sagen Sie, folgen den Apostaten und es geht Ihnen gerade deshalb gut? Wie muß es Ihnen gut gehen, daß Sie auf der Grenze der Apostasie Halt machen? Vielleicht, wenn Sie sich einmal durch Ihre völlige Hingabe an das Germanentum, durch Ihre rückhaltlose Anpassung unter Aufgabe Ihrer schlechten und auch guten Eigenschaften, eine einzige hochragende Säule, ein Jude noch, aber ein germanischer Jude, vorteilhaft vor den von Ihnen verhöhnten, auszeichnen werden, wird vor Ihnen, dem Reformator, die Sonne der Gnade still stehen. Vielleicht schlummern in Ihrer Seele, Ihnen unbewußt, mehr von den vermeintlichen, auch von Ihnen den Juden supponierten Eigenschaften, als Sie verraten wollten.

Wer den Gründen nicht nachforscht, sondern die Brutalität der Thatsachen als zu Recht bestehend anerkennt wie Sie, hält auf Einkehr — nicht auf Abwehr. Aber glauben Sie wirklich, wir würden Umkehr und Einkehr halten in Ihrem Sinne, wir würden mit Ihnen ein jüdisches Patriziertum, wie Sie es meinen, schaffen helfen — werde aus dem Rest, was wolle — und unsere starken und gesetzmäßigen Mittel aufgeben, mit denen wir den Kampf führen um's Recht?

Sie finden es natürlich, daß wir politisch auf der Seite derer stehen, die unsere Forderung der Gleichberechtigung rückhaltlos unterstützen, wir würden es nicht weniger begreiflich finden, Sie auf Seite der „Kreuzzeitung" zu sehen. Was in deren Spalten natürlich, muß in Ihrem Munde roh klingen, die Klage über die Verjudung im Staatswesen.

Sähen Sie nicht durch eine von Ihrem Dünkel gefärbte Brille und steuerten Sie nicht geradewegs auf Ihr Ketzergericht zu, so müßten Sie in dem Umstande, daß, wie Sie freilich in Abrede stellen, der Staat das Eindringen in [redacted] hindert, mit uns darüber Genugtuung empfinden, daß die Gewalt vor der Intelligenz noch hier wenigstens Halt macht. Daß sie nicht auch im Heere die gleiche Praxis übt, verübeln wir ihr so lange nicht, als es in den Händen der Offiziere liegt, nach Prüfung der Herkunft, der Gesinnung, ja des Aeußeren der Petenten,

nicht nach deren Fähigkeiten, den Eintritt in ihre Reihen zu gewähren oder zu versagen, verfährt sie doch auch Vollblutgermanen gegenüber so, freilich mehr aus Standes- wie aus Stammesrücksichten.

Die Pharisäermiene, die Sie aufsetzen, wenn Sie uns auffordern, mit Ihnen in den uns vorgehaltenen Spiegel zu blicken, täuscht uns nicht. Wir sehen Sie darin weder mit der Aureole noch gar mit der Dornenkrone, wir sehen ein absichtliches Zerrbild und unser ob der Stammesgemeinschaft mit Ihnen schamerglühtes Gesicht.

Gerechtigkeit ist etwas, was nicht unter Ihrem Gesichtswinkel liegt, Sie erheben die Klage des Staatsanwalts, ohne mildernde Umstände auf Schuldig zu plädieren. Was gelten Ihnen etwaige gute Eigenschaften an Ihrem Delinquenten? Wir verlangen von Ihnen, der Sie nicht im Sinne der Judenverteidigung schreiben, keinen Hymnus, aber dem Staatsanwalt, der die Kenntnis etwaiger guten Eigenschaften des Angeklagten unterdrückte, würde die öffentliche Meinung, gleich Ihnen, den Prozeß machen.

Ein vornehmer Mann vornehmer Gesinnung sind Sie nicht, wehe Ihnen, wenn Sie auch kein Adonis sind!

Nur Aeußerlichkeiten gelten Ihnen, sofern Sie sie als zutreffend auf den Gegenstand Ihrer Angriffe erachten. „Unsere südöstlich gestimmte Erscheinung an sich hat nichts Sympatisches

für die nördlichen Stämme." „Wir müssen unsern unkonstruktiven Bau, die hohen Schultern, die ungelenken Füße, die weichliche Rundlichkeit der Formen als Zeichen körperlichen Verfalles erkennen, und ein paar Generationen hindurch an unserer äußeren Wiedergeburt arbeiten." Unsere Nase gefällt Ihnen nicht, sie ist Ihnen zu wenig kaukasisch, dazu die Waden an unrechter Stelle und die Bekleidung von der Art, daß wir den Angelsachsen gleichsehen, wie der „Teckel dem schottischen Windhund." Moralische Eigenschaften, zugegeben, daß Ihre Zeichnung zutreffend wäre, existieren für Sie nur insoweit, als sie Anmaßung und Arroganz, widerliches Strebertum und charakterlose Wedelei bedeuten.

Was an uns nicht mehr und nicht minder wie an allen unseren Landesgenossen edel und achtenswert erscheinen könnte, und was uns berechtigt, nicht als auserwählt, aber als gleichwertig geschätzt zu werden, das halten Sie wohlweislich in Ihrer Brust verschlossen.

Wir sind zwar im höchsten Grade anmaßend und unbescheiden, wie Sie sagen, nicht aber derartig, daß wir Sie mit der Aufzählung uns eigener etwaiger guter Eigenschaften behelligen wollen. Das würde das Resultat Ihrer Bilanz doch nicht ändern, denn wer, wie Sie, in Inhalt und Form weit über das Maß der Berufs- und Geschäfts-Antisemiten hinausgeht, der wird eine Berufung auf dieselben zum erneuten Ausgangspunkt schnödester Angriffe machen.

Die einzelnen Posten Ihrer Bilanz sind so wenig zahlreich, wie sie ärmlich sind. Soll man rekapitulieren, so finden sich in ewiger Wiederholung: Schwärzliches, den nördlichen Stämmen mißliebiges Aussehen, schlechte Körperhaltung und die Sucht der Nachahmung in Kleidung und Manieren, Mangel an urbanen Verkehrsformen und Beherrschung der Sprache, ein ewiges Schwanken zwischen übertriebener Anmaßung und kriechender Unterwürfigkeit, scheues zur Seite Stehen und widerliche Hervorkehrung associierter Gemeinschaft von Interessen- und Glaubensbegriffen. Auf der anderen Seite nur wenige, unter ihnen Ihre eigene werte Person, die eine moralische Kapitalsanlage zu machen haben. Natürlich, daß ein gewaltiges Defizit das Resultat Ihrer Aufmachung ist. Was werden Sie nun thun, daß Sie den ehrlichen Namen der Gesellschaft retten, daß Sie fernerhin, nicht mit Scham sich als Juden zu bekennen, in der Lage sind? Ganz einfach! Sie lassen sie für bankerott erklären und legen Ihr Kapital sicherer und zinstragender bei einer neuen Gesellschaft an, deren Leiter Sie sind. Ob Ihre verflossenen Socii nur durch eigenes Verschulden oder durch die Mitschuld ihrer Landesgenossen so weit gekommen sind, ist aus Ihrer Aufstellung nicht zu entnehmen. Sollte das Letztere der Fall sein, so geht Ihr Rat dahin, zu schweigen, selbst wenn ihr glaubt, eine berechtigte Forderung zu vertreten. „Das ehrliche Bewußtsein eines ehrlichen Wertes ist heute das einzig Erstrebenswerte, das ein Jude

erreichen kann", trösten Sie. Eine Wolke gehen Sie vor den Kindern Israels her und zeigen ihnen den Weg durch das rote Meer.

Aber Sie wollen gar nicht, daß Viele am jenseitigen Ufer ankommen, haben nur Sie und einige Wenige sich hinübergerettet an den jenseitigen Strand, strecken Ihnen erst die Besten der Deutschen die Hand entgegen, mögen die Wellen über denen zusammenschlagen, die hinter Ihnen sind. Sie wenden den Kopf nicht und schauen nicht rückwärts. Der Staat wird nicht mehr sagen „Jude ist Jude", sondern es gab einmal solche, von denen die Lautersten uns überkommen sind, es besteht keine Gefahr der Verjudung mehr und Nichts hindert mich, euch unter der germanischen Rasse in die Gesellschaft einzuführen. Dann wird kein Funke koriolanischen Zornes sich in den Seelen gerade der Besten dieses unglücklichen Stammes entfachen und von den höchsten Sprossen der Leiter, auf der man zu Glück und Ehren hinansteigt, sieht man in die Rosenthalerstraße und die Heidereutergasse, in denen dereinst der Sage nach eine asiatische Horde, frech und scheu zugleich am germanischen Leibe, ein fremder Organismus wucherte. — Sie sind ein Typus, sehr geehrter Herr, darum geht meine Erwiderung nicht so sehr auf Ihre Person; aber Sie haben es gewagt, im Namen der wenigen Ihrer Art zu sprechen und zwar zur Gesamtheit; Sie rufen laut und vernehmlich Ihr „Höre Israel"!

Israel hat gehört und antwortet Ihnen.

Und nun mein Gewährsmann aus dem Volke: Wir ſind, geehrter Herr Rathenau, wie der Prellſtein an der Straßenecke. Der ordinäre Laſtwagen und die vornehme Caroſſe fahren jeweilig an uns an. Ein jeder Anprall koſtet uns ein Stück unſres Beſtandes und eines Tages liegen wir achtlos hingeworfen, verbeult und formlos unter dem Bauſchutt einer Abladeſtelle. Wir verlangen nichts Unbilliges vom Laſtwagen, aber die noble Caroſſe ſollte doch wohl mit mehr als äußerem Firniß und gleißendem Hochmut an uns vorüber- und noch viel weniger uns anfahren. Und gar in ihrem Fond ein glänzendes Feuerwerk praſſelnder Witzraketen abbrennen, nur um den armen Prellſtein in ſeiner nackten Häßlichkeit der ſchauluſtigen, johlenden Menge zu zeigen? Ich weiß nicht — ob er nicht auch eine Seele hat, die bluten kann.

Ich war immer der Meinung, ich ſei ſo gut und ſo ſchlecht wie mein katholiſcher Nachbar zur Rechten und mein proteſtantiſcher zur Linken. Ich war Soldat wie ſie, ich habe wie ſie pünktlich meine Steuern bezahlt und das Vertrauen gehabt, die Weltordnung baſiere trotz Allem auf ausgleichender Gerechtigkeit. Sollte Sie einmal aus dem Gleichgewicht kommen, ſagte ich mir, ſind unſere Intellektuellen da, es wiederherzuſtellen.

Nun habe ich in den von Ihnen mir vorgehaltenen Spiegel geſehen und meine Zuverſicht hat ſich in eitel Troſtloſigkeit verwan-

delt. — Ich suchte einen Germanen und fand einen Asiaten.

Sehen die Risse und Narben auf meinem Aeußeren, die mir Zeit und Menschen unbarmherzig beigebracht, das sind die Runen, in denen die Geschichte unseres Volkes geschrieben ist. Ist es meine Schuld, daß ich nur ein Prellstein bin?

Nun kommen Sie und verlangen von der Straßenbaupolizei, sie solle die Ecken der Häuser abrunden und die Straßenzüge erweitern! Der Menschenstrom flutet durch die Straße, der Lastwagen poltert über das Pflaster und aus stolzer Karosse blickt Ihr Auge flüchtig nach der Ecke, an der ich gestanden!

* * *

Ich selbst bin weit davon entfernt zu glauben, Sie haben sich bewußter Weise den Antisemiten Seite an Seite gestellt. Eine solche empörende That begeht Niemand im Namen des Judentums. Ihre bona fides ist mir unbedingte Voraussetzung.

Aber es will mir scheinen, als ob Sie, ein Satter, sich von der reichbeladenen Tafel erhoben hätten, die Ihnen das Leben gedeckt hat. Ihre Import und Ihre Verdauung waren in guter Ordnung. Da gedachten Sie Ihrer Brüder, die hungernd nach dem himmlischen Manna der Gerechtigkeit rufen. Da nun schrieben Sie, wie Sie schrieben.

Ueber Menschenwohl denkt sich's verschieden und jeder Philantrop darf seine eigenen Wege gehen, wenn nur das Ziel das gleiche ist.

Ob Ihre Schilderung unseres Aeußeren, unserer Manieren, unserer moralischen Qualitäten zutreffend ist, lasse ich dahingestellt sein; wenn ich leugnete, daß es solche Individuen gäbe, würde ich mich des Fehlers der Uebertreibung schuldig machen wie Sie, wenn Sie generalisieren.

Wohin geht Ihr Verlangen? Sie wollen uniforme Menschen von gleichem Haar- und Bartschnitt, sowohl körperlich als moralisch. Ihre Forderung lautet ausdrücklich: „Ihr werdet ein paar Generationen lang an Eurer äußeren Wiedergeburt arbeiten."

Gewiß, der Jude kann es brauchen eine Aufbesserung seiner körperlichen Erscheinung, aber ähnelt denn auch der Vollblutgermane noch immer dem Nordlandsrecken und Helden lobebaeren?

Sie wollen ein jüdisches Patriziertum? Wie qualifiziert man sich nach Ihrer Ansicht als Mitglied desselben? Durch völlige Anpassung an seine Landesgenossen, unter Aufgabe eigener schlechter und auch guter Eigenschaften. Wie soll es wirken auf die breiten Massen? Durch sein Beispiel. So weit gelangen Sie auf dem Wege in's gelobte Land. Jetzt werden auch Sie vierzig Jahre in der Wüste schmachten.

Und nun kommen Sie und gehen Sie mit uns in die Sitzungen der von Ihnen so perhorreszierten Gemeinschaften zur Pflege associierter Interessen und Glaubensbegriffe, in denen mit selbstloser Hingebung an der materiellen und sittlichen Hebung Ihrer und unserer Stammesgenossen gearbeitet wird, zu unserem und der Menschheit Wohl. Das geht nicht auf Märkte und Gassen, sondern wirkt still und bescheiden und heischt nicht Dank und Anerkennung. Der legt seinen Thaler auf den Altar und Jener wirkt durch Beispiel und Belehrung. Was Sie wollen mit rascher That, streben wir an mit bedächtiger Kulturarbeit, die Assimilierung. Sie schätzen Ihr Material spröd und minderwertig ein, wir aber formen und formen. So arbeiten wir an möglicher Vollkommenheit. Schmach der Gesellschaft, die nicht nach Grundsätzen der Ethik mißt!

Haben Sie an dieser Auffassung patrizischen Wesens etwas auszusetzen? Wenn nicht, dann stellen Sie, der Sie ein Rufer im Streit gelten wollen, Ihre glänzende Begabung und Veranlagung mit uns in den Dienst der guten Sache, unser Weg ist derselbe, die Enkel werden unsere Spuren segnen!

Zum Schluß, Herr Rathenau, noch eine Stimme, der Sie volle Objektivität in der Frage, ob der Jude als zur deutschen Nation gehörig betrachtet werden muß und ob er demgemäß auch die Forderung der Gleichberechtigung zu stellen berechtigt ist, nicht absprechen werden.

Prof. Dr. Alfred Kirchhoff machte auf der diesjährigen Versammlung des thüringisch-sächsischen Vereins für Erdkunde in einem Vortrage: „Was ist national?" folgende bemerkenswerte Ausführungen:

„Erziehung oder persönliche Abneigung sind für viele Deutsche maßgebend gewesen, um in den unter uns lebenden Israeliten Angehörige einer fremden Nation zu erblicken und diesen die Gleichberechtigung mit den übrigen Bürgern des Staates abzusprechen. Von persönlicher Zu- oder Abneigung, von Philo- oder Antisemitismus kann für uns keine Rede sein, wir haben nur die Richtigkeit unseres Theorems auch für diesen Fall nachzuweisen.

Gerade die Geschichte des jüdischen Volkes ist ein Beweis für die Wahrheit unseres Nationalbegriffes. Nur so lange haben die Juden eine Nation gebildet, als sie feste Staatsgrenzen kannten, nur so lange ist der nationale jüdische Gedanke in Kraft gewesen. Für diese Nation haben die Makkabäer den Kampf der Verzweiflung geführt, für sie hat es nie an aufopferndem Heldenmut gefehlt. Aber mit dem Verlust des Besitzes eines bestimmten, natürlich abgegrenzten Nationalstaates sank auch die jüdische Nation selbst in Trümmer. Mit den Mauern Jerusalems fiel auch der nationale Gedanke in Schutt und Staub. Das fühlten die Juden selbst. Sie wußten sich an Jerusalem und das gelobte Land gebunden, wenn sie eine Nation bleiben wollten. Darum machten sie den politischen Mittelpunkt des Landes zum Brennpunkt des Kultus, um auch den weitzerstreuten Angehörigen einen Sammelpunkt zu bieten und sie so der Nation zu erhalten. Als die ägyptischen Juden in der Ptolemäerzeit ihren eigenen Tempel errichteten, setzten sie sich in einen bewußten Gegensatz zur eigentlichen jüdischen Nation. Die jüdischen Patrioten haben es stets gefühlt, daß der Verlust des Staates gleichbedeutend mit dem Untergange der Nation sei; darum flammten die leidenschaftlichen Versuche immer wieder auf, die heilige Stadt und das gelobte Land wiederzugewinnen, bis sie mit dem Falle des Bar Chochba einen endgiltigen Abschluß fanden. Seit dieser Zeit hat die Nation keinen engen Zusammenhang mehr. Sie zerfällt und verteilt sich unter die Nationen Europas und

Nordafrikas, nur die Sprache des Kultus ist ein geistiges Band neben dem Kultus selbst, das ihnen noch eine geistige Zusammengehörigkeit gewährt. Die bürgerliche Bedrückung, die Verachtung seitens der christlichen und mohamedanischen Völker, die gemeinsam getragene Not und Verfolgung, die Absperrung in den Ghettos sind dann Mittel gewesen, welche eine unbeabsichtigte Wirkung gehabt haben, sie haben dem Juden immer wieder zum Bewußtsein gebracht, daß er ein Jude ist, bis er sich selbst eine gewisse Ausnahmestellung im bürgerlichen Leben vindizierte. Wir sind überzeugt, daß eine bürgerliche Gleichstellung von vornherein sie auch im politischen Leben den Nationen viel schneller assimiliert hätte, als es geschehen ist. Auch die Katholiken Deutschlands haben ihre besondere Kultussprache, das Lateinische, ihre besonderen Kultushandlungen, die nicht immer mit denjenigen der Mehrzahl der Nation übereinstimmen; sind sie deshalb vor den Protestanten national verschieden? Die Staatsbürger mosaischer Konfession gehören als gerade so gut zur deutschen Nation, wie die übrigen Bekenntnisse, eben weil sie Bürger des Reiches sind, für dessen Errichtung auch jüdisches Blut geflossen ist!"

Vergleichen Sie selbst diese Schlüsse, zu denen ein unbefangener, in ruhiger, objektiver Forschung abgeklärter Geist im Gegensatz zu Ihrem Thatendrang gelangt, so werden Sie es mit uns bedauern, daß Sie Ihre in der Vergangenheit (1897) geschriebene, in der „Zukunft" erschienene, und in der Gegenwart wieder aufgelebte Impression der wohlthätigen Verborgenheit entrissen haben.

»Erat difficile, satiram non scribere!«



Eugen Kranzbühler'sche Buchdruckerei, Worms.
— Gegründet 1700. —

